

....ubi sunt qui ante nos
in mundo fuere

**: Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus; :|
Post jucundam
juventutem, Post
molestam senectutem
|: Nos habebit humus!**

:

Vita nostra brevis est,
Brevis finiretur, :|
Venit mors velociter,
Rapit nos atrociter,
|: Nemini parcetur. :

|

**Ubi sunt qui ante
nos in mundo
fuere?**

**Vadite ad superos,
Transite ad inferos,
|: Ubi iam fuere. :|**

|: Vivat academia,
Vivant professores, :
Vivat membrum quodlibet,
Vivant membra quaelibet,
: Semper sint in flore!|

:|Vivant omnes virgines
Faciles, formosae, :|
Vivant et mulieres,
Tenerae, amabiles,
|: Bonae, laboriosae!

Vivat et res publica
Et qui illam regit, :|
Vivat nostra civitas,
Maecenatum caritas,
|: Quae nos hic protegit! :|

|: Pereat tristitia,
Pereant osores, :|
Pereat diabolus,
Quivis
antiburschius, |:
Atque irrisores!

ubi sunt qui ante nos

Carl-Heinz David

**Rückblicke
aus Coronaperspektive**

**100 Jahre Familiengeschichte (1876- 1975)
und (m)ein halbes Leben**

mit Nachtrag

Zweite Hälfte der Familiengeschichte im Kurzdurchlauf

Von den 1970ern bis Sommer 2022

Münster

2011/2016/2020/2021

/2022

Copyright : Carl-Heinz David

xbaerpress Peking-New York-Münster 2020

Einleitung.....	2
Familiärer Hintergrund meiner Eltern.....	4
Familie David/ Friedgé in Hanau.....	4
Herkunft der der Familien David und Friedgé in Hanau im Detail.....	9
Familie Galland in Gumbinnen.....	12
Leben zwischen Ost und West meiner Eltern nach ihrer Heirat 1923.....	14
Pendeln zwischen Gumbinnen und Hanau.....	14
Dortmunder Zeit meiner Eltern (1930er Jahre).....	16
Evakuierung aus Dortmund / Wohnungsnahme in Niedermarsberg.....	18
Familie Helmrich („die Remscheider“).....	20
Nachkriegsjahre im Sauerland in Niedermarsberg und die langsame Restauration	
.....	22
Kriegsschicksal meines Vaters.....	22
Schulzeit und Nachkriegszeit in Niedermarsberg.....	23
Kirche und Kultur in Niedermarsberg in der Nachkriegszeit.....	26
Bewältigung der nationalsozialistischen Vergangenheit in Marsberg.....	28
Gymnasialbesuch und Leben in Niedermarsberg bis zu Abitur 1958.....	32
Zusammenfassender Rückblick auf die Marsberger Zeit 1943-1978.....	37
Kriegs- und Nachkriegszeit bei Großeltern und Tante.....	41
Kriegs- und Nachkriegsaufenthalte in Brandoberndorf.....	41
Wohnungswechsel von Brandoberndorf nach Braunfels.....	43
Nachkriegsferien in Braunfels „Auf der Heu“.....	44
Reisebeschwerden in der Nachkriegszeit.....	44
Jubilarien in der Familie.....	45
Kindertage „Auf der Heu“.....	46
Wetzlar als Leica und Hensoldt Stadt.....	48
Der Bekanntenkreis meiner Tante.....	49
Familienergebnisse in Braunfels zusammengefasst.....	51
Studium, Berufsbeginn, Familiengründung.....	52
Studium in Bonn, München und Münster bis zum 1. Staatsexamen (1958-62)	52
Studienzeit, Referendarzeit und 2. Staatsexamen.....	59
Referendarzeit in NRW, Berlin und Zürich.....	59
Mit der „Ente“ als Referendar an die Handelskammer Deutschland-Schweiz.....	61
2. Staatsexamen in Düsseldorf.....	64
Eintritt in das Zentralinstitut für Raumplanung an der Universität Münster.....	66
Neue berufliche und familiäre Horizonte.....	70
Epilog.....	72

Einleitung

Von der Vergangenheit bleiben vielfach nur noch die Bilder. Von meiner Familie gib es deren viele, Gemälde, Daguerre-Fotos, Schwarz-Weiß Fotos, Farbfotos neuerlich digitale Bilder und sogar Videos. Sie sind in vielen verschiedenen Fotoalben, die teils noch von meinen Eltern und meiner Tante Maria stammen, gemacht worden und nehmen inzwischen knapp zwei Meter in unseren Bücherregalen einnehmen. Darüber hinaus gibt auf unseren Rechnern und Sicherungsfestplatten zahllose Bilddaten und eine riesige Dia-Sammlung. Gott sei Dank sind die wichtigsten Photos ausgesucht und in die Fotoalben eingeklebt.

Freilich, die vielen Bilder verwirren eher, als dass sie über die Vergangenheit etwas aussagen. Meine Mutter hat noch auf einige Fotos darauf geschrieben, wer darauf zu sehen ist. Aber wer wird nach mir noch etwas mit den Personen und Bildern anfangen können? Deshalb habe ich mich entschlossen, mir zu Ohren Gekommenes und Erlebtes nach meiner Erinnerung niederzuschreiben, nicht zuletzt um die Fotoalben etwas mit Erzähltem zu unterlegen. Aber auch um darüber hinaus einen Eindruck zu vermitteln, in welchen Lebensumständen ich groß geworden bin.

Meine Rückschau umfasst im großen Ganzen etwa 100 Jahre etwa vom letzten Viertel der 19.Jahrhunderts bis zu meinem Eheschluss und der Geburt meines Sohnes Hendrik am 16.6.1975. Das korrespondiert in etwa mit dem Aufkommen der Photographie und der Zeit der Schwarz-Weiß Photographie.

Die Begründung für den gesetzten zeitlichen Endpunkt 1975 liegt darin, daß ich für meinen Sohn zum dessen 30. und 40. Geburtstag jeweils ein Foto-Rückblick für seine jeweils zurückgelegten Lebensjahre erstellt und geschenkt habe. Für meine berufliche Laufbahn gibt es andere Informationsquellen, etwa in der von mir betriebene homepage www.raumplanungsrecht-grundlagen.de.

Ich schreibe ohne große Ahnenforschung, aus meiner Erinnerung und insofern mit entsprechenden Irrtümern und Fehlern.

Ich werde die Personen mit meinem Verwandtschaftsverhältnis (Mutter, Tante, Großeltern etc.) bezeichnen; andere Personen mit ihrem in der Familie üblichen Bezeichnung, aber in Anführungsstrichen. Im Abschnitt "Herkunft der Familien David/Friedgé findet sich die nähere Aufschlüsselungen in den KursivAnmerkungen.

An einiger Stellen gibt es auch Überschneidungen und Wiederholungen, die ich so belassen habe.

Die Familienereignisse spielen sich dabei an verschiedenen Orten ab.

in Dortmund, wo ich als Sohn des Amtsgerichtsrat Dr. Carl David und seiner Frau Lotte, geb. Galland am 12.11.1938 geboren bin und wohin meine Mutter 1962 aus dem Kriegsevakuierungs-Ort Niedermarsberg zurückgezogen ist, in Niedermarsberg, wo ich mit meiner Mutter ab etwa 1943 insbesondere die Nachkriegszeit verlebt habe, in Braunfels/Lahn (und in Brandoberndorf) in Hessen, wo meine Tante und meine Großeltern in der Nachkriegszeit bis zu ihrem Tode gelebt haben

in Remscheid, wo die Familie Helmrich wohnt, deren genaues Verwandtschaftsverhältnis aktuell nicht ganz klar bar ist, mit der aber in den 60er Jahren verwandtschaftlich Kontakte gepflegt wurden; ferner Hanau, wo meine Großeltern in Friedrichstrasse 40 wohnten, aber 1945 ausgebombt worden sind. Dort wohnte früher auch eine Schwester meines Großvaters, „Tante Ninie“ im Frankfurter Tor, das ihr elterliches Haus war, bis zu ihrem

Tode 1934. Es wurde bereits vor dem 1. Weltkrieg an die Stadt Hanau mit einem lebenslangen Wohnrecht aus wirtschaftlichen Gründen verkauft.

dann Gumbinnen, der Geburtsort meiner Mutter (geb. Galland) und Pilkallen, beide in Ostpreußen gelegen, wo mein Vater seit ca. 1922 zunächst in Gumbinnen und später in Pilkallen preußischer Amtsrichter war.

schließlich noch die Saalburg in Bad Homburg, wo die „Mutter Kuntze“, die Mutter meines Onkels Dr. Fritz Hoppe (aus erster Ehe der Mutter Kuntze und Ehemann meiner Tante Maria, der Schwester meines Vaters Dr. Carl David) mit ihrem zweiten Mann den Hotel- und Restaurationsbetrieb auf der Saalburg in den 20er Jahren betrieben hat. Dort haben sich die Familienmitglieder vielfach getroffen haben.

Der Einfachheit halber werde ich dem historischen Ablauf folgend berichten:

beginnend mit der Jugend meiner Eltern unter Bezugnahme auf die verwandtschaftlichen Hintergründe die 1920er Jahre mit den Anfangs-Ehejahren meiner Eltern (Heirat 1923) die Zeit nach meiner Geburt 1938 und die nachfolgenden Kriegsjahre in Dortmund, Hanau, Brandoberndorf, Braunfels und Niedermarsberg die Nachkriegszeit bis zu meinem Studienbeginn 1957

Studienzeit, erste Berufszeit bis zum Eheschluss mit Helga und zur Geburt unseres Sohnes Hendrik im Jahre 1975.

Im Mai 2020, zur Zeit der großen Corona-Endemie habe ich mich als 81jähriger angesichts des mir möglicherweise nicht sehr langen vergönnten Verbleibs auf dieser Erde nochmal darangesetzt, das Manuskript durchzusehen, ggfls. zu ergänzen oder zu ändern.

Familiärer Hintergrund meiner Eltern

Familie David/ Friedgé in Hanau

Mein Vater wurde am 8.1.1899 geboren. Seine Eltern waren mein Großvater Heinrich (Eugen) David und meine Großmutter Emilie, geborene Friedgé. Sie wohnten in einem recht ansehnlichen Stadthaus, wie die Fotos zeigen, in Hanau in der Friedrichstraße 40, und zwar im 1. Stock. Im Jahre 1901 wurde seine Schwester, meine Tante Maria, geboren. Dazu gibt es eine Reihe Familien- und Kinderbilder

Soweit ich mich erinnere, gab es ein eindrucksvolles Treppenhaus und hinten eine Dienstbotentreppe. Das Haus hatte eine große Toreinfahrt, die zugleich die Durchfahrt zum hinteren Teil des Grundstücks war, wo links seitlich Holzschuppen waren, aber im Hinterhof noch ein selbständiges, 2-stöckiges Gebäude stand, die sogenannte Fabrik. Darin hatte mein Großvater seine Geschäftsräume für die von ihm betriebene Gewürzmühle, in der hauptsächlich eine Safranmühle mit den sogenannten „Koltergänge“, in denen und mit denen gemahlen wurde.

Mein Großvater (geb. 1866) war in seiner Jugend in England gewesen und konnte deshalb am Kriegsende gut Englisch. Er hatte wohl eine richtige kaufmännische Lehre gemacht. Wie er genau auf das Safrangeschäft gekommen ist, weiss ich nicht. Zeitweilig hat er das Geschäft zusammen mit seinem Schwiegervater, also dem Vater meiner Großmutter, betrieben, der das Geschäft vielleicht auch gegründet bzw. übernommen haben dürfte. Die Firma wurde unter dem Namen Carl Peter Brandt Nachf. geführt, gegründet 1820, „direkte Importation von Safran, große Pulverisiranstalten mit elektrischem Betrieb“, so der Briefkopfbogen, mit

Österreichischem Postsparkonto, Check- und Clearing Verkehr und Telegramm-Adresse: Weltkugel Hanau. Ich weiß nur, dass das Safran-Pulver in kleine briefumschlagartige Tüten gepackt wurde.

Ausweislich der Auskunft von Frau Rademacher, Stadtarchiv Hanau, stellt Carl Peter Brandt 1837 einen Bürgeraufnahmeantrag. Er hatte seit 1853 eine „Droguerie bzw. Gewürzdroguerie und Farbenhandel“ und war in seinem Haus „Zur Weltkugel“ ansässig, wobei das Haus 1854 in einem spektakulären Brand mit Toten zerstört wurde. Das Haus war wohl in der Nürnberger Straße, also nicht in der Friedrichstrasse 40. Die Telegrammadresse des Geschäfts meines Großvaters weist aber noch auf diesen Zusammenhang hin. Wann und weshalb es zur Geschäftsübertragung auf seinen Schwiegervater Friedgé gekommen ist, ist mir nicht bekannt.

Jedenfalls haben sich die örtlichen Verhältnisse auf dem Grundstück Friedrichstr.40 einschließlich des s.Zt. dazugehörigen Gartens in der Nachkriegszeit sehr verändert: das auf dem Hintergrundst ck gelegene Fabrikgebäude existiert wohl nicht mehr; vielmehr sind dort Autoabstellplätze. Dafür ist auf dem angrenzende Grundstück Friedrichstr. 40 eine Hinterbebauung (40a) entstanden. Auf dem ehemaligen Gartengelnde und den angrenzenden Flächen ist nicht, wie s.Zt. nach der Whrensreform beim Verkauf ins Auge gefaßt einer Betriebserweiterung (Heraeus bzw. Pellissier), sondern wohl Geschowohnungsbau an neu errichteten Erschließungsstraßen stadtnah erstellt worden. Der Fluchtlinienentwicklungsplan von 1947 zeigt noch Freiflächen, anscheinend die damals aktuelle Nutzung.

Im Büroraum des Fabrikgebäudes stand ein großer Tresor, in dem übrigens ihr Silber, das meine Großeltern gegen Kriegsende, als sie sich vor Bombenangriffen zu meiner Tante in Brandoberndorf in Sicherheit brachten, zurückgelassen hatte, durch die Bomben- und Brandeinwirkung bei dem verheerenden Bombenangriff auf Hanau am 19.3.1945 zwar nicht eingeschmolzen, aber nachhaltig geschwärzt wurde, so dass es aufwendig wieder aufpoliert werden musste. Man hatte sich in Hanau hinsichtlich der alliierten Bombenangriffe lange Zeit sehr sicher gefühlt, weil die Dunlop Reifenwerke englisches Kapital seien und deshalb nicht zerstört würden. Das hat sich dann sich dann aber nicht bewahrheitet. Denn es kam gegen Kriegsende am besagten 19.3.1943, zu einem ganz Hanau in Schutt und Asche legenden Bombenangriff. Diesem fiel auch das Haus meiner Großeltern zum Opfer, so dass bei Kriegsende nur noch eine Ruine vorhanden war.

An den Fabrikhof schloss sich dann noch ein grosser Garten an, der wohl teilweise auch hinter dem angrenzenden Nachbargrundstück lag, in dem mein Großvater mit Liebe seine Dahlien und sonstigen Pflanzen und Blumen pflegte und dem im Sommer, Familienfestlichkeiten, wie meine Taufe 1939, gefeiert wurden.

Haus- und Grundstück Friedrichstraße 40 gehörten aber nicht meinem Großvater, sondern meiner Großmutter und ihrem Bruder, dem „Onkel Heinrich“, der in der Leipziger Straße in Hanau wohnte, je zur Hälfte, da sie es gemeinsam von Vater meiner Großmutter bzw. dem Schwiegervater meines Großvaters geerbt hatten. So wurde auch nach dem Kriege nach der Whrensreform etwa 1949 der Verkaufserlös beim Verkauf des Anwesens an die Fa. Herus bzw. Pellesier?, deren Fabrikationsgelnde rückseitig an den Garten grenzte, zwischen den Geschwistern geteilt. Von diesem Geld und einer kleinen Wiedergutmachungsrente haben meine Großeltern mit meiner Tante sehr bescheiden gelebt, nachdem ihr Haus in Hanau zerstört und ihr Vermögen in der Whrensreform und durch die Finanzierung ihres Lebensunterhalts während der Nachkriegsjahre auf ein Weniges zusammengeschrumpft waren. Die damals üblichen Haushaltsb cher, in denen die Ein- und Ausgaben peinlich genau vermerkt wurden, um ein finanzielles Desaster zu vermeiden, existieren noch und lassen

erkennen, dass die Zeiten für sie, meine Tante und uns nicht leicht waren, nachdem mein Vater und mein Onkel im Krieg geblieben waren und als Familienernährer ausfielen.

Das Geld von dem Verkauf wurde dringlich gebraucht: Von meinen damals schon sehr betagten Großeltern, wie erwähnt, für ihren nötigsten Lebensunterhalt, von dem Bruder Heinrich für den Wiederaufbau seines ebenfalls zerstörten Hauses in Hanau in der Leipziger Straße. In zwei bewegenden handschriftlichen Briefen von 1946 beschreibt seine Frau, „Tante Hanna“, die Mühen des Wiederaufbaus zusammen mit ihren glücklich aus dem Krieg zurückgekehrten Söhnen.

Meine Großmutter (geb. 1878) stammt wohl aus wesentlich vermögendere Verhältnissen als mein Großvater. Ihr Vater, mein Urgroßvater, geboren 1855, war wohl unternehmerisch bzw. als Kaufmann tätig.

Auch sein Vater, also mein Ur-Ur-Großvater, war bereits Kaufmann und mit einer geborenen Huch verheiratet, deren Schwester oder Bruder wohl die ziemlich entfernte verwandtschaftliche Beziehung zu dem Familienzweig Helmrich in Remscheid herstellt. Er war wohl der geschäftlich noch aktivere und erfolgreichere, wie die Details im nachfolgenden Kapitel ergeben.

In meinen Unterlagen finden sich etwa noch Urkunden über ihm gehörige Bergbauberechtigungen in Hessen, die aber nach Auskunft des zuständigen Bergamtes aus den 1960er Jahren heute keine brauchbare Ausbeute versprechen. Er lebte wohl von seinem Vermögen als Privatier, Genaueres weiß ich auch nicht. Die sehr wertvolle echte Biedermeier Möblierung der Wohnung meiner Großeltern, die noch auf den Bildern zu sehen ist, mit großen Familienölgemälden (leider durch Bombenangriff zerstört) belegen das.

Das von der Familie David („Tante Ninie“ und der früher verstorbenen „Tante Jean“) bewohnte Frankfurter Tor wurde bis 1934 bewohnt und ist dann wohl vor oder nach Beginn des 1. Weltkriegs an die Stadt Hanau veräußert worden, weil es wirtschaftlich nicht mehr gehalten werden konnte, nachdem es mein Urgroßvater David, der die Immobilie wohl nach dem Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 erworben hatte, verstorben war und seine Töchter: „Tante Jean“ und „Tante Ninie“, mit der Erteilung von Französischunterricht keine ausreichenden Einkünfte hatten. Sie behielten sich aber wohl ein lebenslanges Wohnrecht vor, so dass sich die Familie bis in die 30er Jahre dort noch treffen konnte.

Das Frankfurter Tor hatte, was die Wohn- und Außenflächen anging, Stadtwallhöhe, lag also oberhalb des Straßenniveaus der Durchfahrt, insbesondere gab es eine breite Terrassenfläche, auf der sich die Familie zum Kaffeetrinken etc. traf, wie einige Bilder zeigen. Ich kenne das auch nur von Erzählungen und von den Bildern. Wie das Frankfurter Tor möbliert war, weiß ich nicht.

Das Frankfurter Tor hat heute einen völlig geänderten städtebaulichen Kontext, der mit dem alten wenig gemeinsam hat. Die Ruine ist zwar nach dem Krieg grundgesichert worden, allerdings nur zögerlich restauriert worden, weil man auch keine rechte Nutzung hatte. Es ist heute in einen Krankenhauskomplex od. ähnliches integriert.

Inwieweit die Familie Friedgé wohl eine Hugenottenfamilie war, ist nicht so ganz ersichtlich aus den Unterlagen. Sie gehört jedenfalls ausweislich der Erkenntnisse des Stadtarchivs nicht zu den französischen Siedlern der ersten Stunde. Die Schreibweise des Namens mit dem Accent aigu auf den letzten Buchstaben ist wohl erst später übernommen worden.

Der Urgroßvater David ist jedenfalls erst im 19. Jahrhundert nach Hanau gekommen. Das hängt dem Hugenottenzug zusammen. Es gab in Hanau bekanntlich eine große Doppelkirche der wallonischen (= französischen) und der niederländischen Gemeinde. In der

wallonischen Kirche, von der heute nur noch die Trümmerreste steht, bin ich 1939 getauft worden.

Die wallonische Gemeinde, die vielfach auch als französische Gemeinde im Gegensatz zur niederländischen Gemeinde bezeichnet wird, hat eine sehr bewegte Geschichte hinter sich, die sich in der Festschrift zur 300 jährigen Jubelfeier der Wallonischen Gemeinde in Hanau, hrg. von Pfr. Carl Nessler, 1897 und die sich bis in die heutige Zeit erstreckt. Dies ergibt sich etwa aus Wikipedia-Artikeln zur Geschichte der Hugenotten, aber auch zur calvinistisch-reformierten Kirche in Deutschland und Frankreich, schließlich aus der aktuellen Homepage der wallonischen Gemeinde in Hanau.

Der hugenottische Hintergrund der wallonischen Gemeinde lässt sich nicht einfach allein auf die Vorgänge anlässlich der bekannten Bartholomäusnacht 1572 zurückführen. Hintergrund sind vielmehr die langjährigen Auseinandersetzung zwischen calvinistischen Protestanten und Katholiken in Frankreich über Jahrhunderte, die um die Wende des 16./17. Jahrhundert u.a. in Wallonien Protestanten zum Auszug auf Heimat bewogen hat. Aber auch aus anderen französischen bzw. französisch-sprachigen Gebieten sind über die Jahrhunderte hinweg unzählige reformiert -protestantische Glaubensflüchtlinge zu unterschiedlichsten Fluchtzielen in Europa aufgebrochen.

Nach Hanau kamen Flüchtlinge (Refugiés) zunächst im wesentlichen über Frankfurt a/M, wo allerdings lutherische Kirchenkreise den reformierten Flüchtlingen den Aufenthalt verleideten, so dass sie ein großzügiges Angebot des Hess. Landgrafen, sich in Hanau anzusiedeln und ihr reformierte Kirchenordnung zu pflegen annahmen. Liturgie, Predigt, Umgangssprache waren bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts Französisch; so kamen auch die Prediger vielfach aus Frankreich oder der protestantisch-reformierten Schweiz.

Man muss sich das also nicht so vorstellen, dass die französischen Gemeindeangehörigen im Hanau allein auf die ursprünglich Angesiedelten zurückgehen. Vielmehr sind über die Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte hinweg immer neue Flüchtlinge aus Glaubens- und (sicher auch Wirtschafts-) Gründen in die Hanauer Wallonische Gemeinde gekommen, und zwar aus den verschiedensten Gegenden Frankreichs oder auch sonst aus europäischen Ländern, insbesondere der calvinistischen Schweiz.

Meiner Erinnerung nach haben sich meine Großeltern in Bezug auf ihre familiäre Herkunft immer bezüglich ihres familiären Ursprungs als Refugiés, nicht explizit als Hugenotten bezeichnet.

Es gab über die Zeit in Hanau verschiedene kirchlich-organisatorische und liturgische Veränderungen in der dortigen wallonischen Kirche, wobei die französischen Spracherfordernisse über kirchliche Schulen für Begüterte (gegen Bezahlung), aber auch für weniger Begüterte gewährleistet wurden. Das änderte sich indes im 19. Jahrhundert: einerseits wurde das Schulwesen zunehmend verstaatlicht und andererseits geriet die französische Sprache in einem zunehmend deutsch-nationalen Umkreis in die Defensive. Immer weniger Kinder konnten noch einem französisch-sprachlichen Konfirmandenunterricht folgen, und es mussten zunehmend Sprachdispense erteilt werden.

Hier setzt nur die Familiengeschichte meines Vaters ein: Die wallonische Kirchengemeinde bemühte sich wohl um die Mitte des 19. Jahrh. für ihre Gemeindemitglieder französischen Sprachunterricht weiterhin vorzuhalten und bemühte sich deshalb um die Einstellung eines aus Frankreich kommenden Französischlehrers. der dann ausweislich der Auskunft des Stadtarchivs Hanau (s.u) an verschiedenen Hanauer Schulen tätig war, ab 1874 dann haupt-

oder nebenamtlich in den Diensten der Wallonischen Gemeinde. In der vorgen. Festschrift ist mein Urgroßvater Eugène David als „Lehrer außer dem Cantor“ für die Jahre 1874- 1890 aufgeführt.

Die Stellenausschreibung und anschließende Lehrertätigkeit sind allerdings bereits sehr viel früher, schon vor dem deutsch-französischen Krieg 1866 und vor dem Krieg 1870/71 erfolgt, wie die u.a. von der Stadt Hanau übermittelten Familiendaten ergeben.

Den ausweislich vorliegender Heiratsurkunden heiratete mein Urgroßvater David, geboren 1832 in Narbonne in Südfrankreich, bereits im Jahre 1858 in Deutschland Johanna Maria Martini Protestantin war, dass der Urgroßvater David katholisch, die Urgroßmutter protestantisch waren und deshalb für ihren Ehe-Schluss einen bischöflichen Dispens von protestantischer Seite benötigten, wobei die Trauung jedoch in der katholischen Kirche erfolgte.

Nach meiner Erinnerung wurde immer erzählt, dass die Urgroßvater David während des deutsch-französischen Krieges (1866 oder 1870/71) mit seiner Familie oder jedenfalls eines Teils davon, nach Frankreich zurückgegangen sei und einzelne dann oder später in Frankreich geblieben oder jedenfalls zurückgegangen sind, etwa der unten erwähnte Sohn Gaston David.

Meine Großeltern waren am Ende des 2. Weltkrieges ausweislich einer Vermögensaufstellung meines Großvaters durchaus vermögende Leute, wobei durch die Totalzerstörung des Anwesens und Geschäfts Friedrichstrasse 40 und infolge der Währungsreform das Vermögen dann doch weitgehend verloren war. Ich kann mich noch erinnern, dass mein Großvater 1946 bereits einen Brief aus Spanien bekam, ob er nicht das Safrangeschäft wieder aufnehmen wolle. Für ihn als 80jährigen war das indes zu spät. Ich habe mich damals über die spanischen Briefmarken gefreut.

Bemerkenswert ist, dass mein Großvater in den fast 100 Jahren seines Lebens an keinem Krieg teilnehmen musste, 1866 und 1870/71 war er zu jung, für die Weltkriegsteilnahme zu alt.

Dafür ist es meinem 1899 geborenen Vater sehr viel schlechter ergangen. Als bald nach Schulabschluss etwa 1917 wurde er in den 1. Weltkrieg eingezogen. Er erkrankte an der Front schwer an Ruhr und hat nur mit Not überlebt. Er hat dann ein Jurastudium nach dem 1. Weltkrieg absolviert und seine damals unbezahlte Referendarzeit abgeleistet. Ein Bild zeigt ihn als Referendar in seinem Arbeitszimmer. Die 2. juristische Staatsprüfung hat er, wie damals üblich, in Berlin, wohl im Reichsjustizministerium abgelegt. Er ist dann in preußische Staatsdienste als Richter getreten und hat seine erste Stelle in Gumbinnen in Ostpreußen, wo er meine Mutter (Lotte Galland, geb. am 25.10.1906) kennenlernte, angetreten.

Herkunft der der Familien David und Friedgé in Hanau im Detail

Dazu einleitend eine Übersicht, die vom Stadtarchiv Hanau in einem email vom 15.3.2011 zusammengestellt wurde:

„...nachstehend haben wir (das Stadtarchiv Hanau , Monika Rademacher) die Informationen aufgelistet, die wir anhand unserer Unterlagen, v.a. Kirchenbücher, Bürgeraufnahmen und Adressbücher ermitteln konnten. Die Abkürzungen stehen für ev.-reformierte Marienkirche (M), ev.-lutherische Johanneskirche (J) und katholische Kirche (K).

Am 8.2.1822 (J) starb in Hanau der Mineur und Garnisonsartillerist Johann Georg Friedge im Alter von 71 Jahren und 1 Monat.

Ein Sohn und eine Tochter lassen sich hier nachweisen:

Franziska Friedge heiratete am 5.5.1818 Leonhard Hohmann, Hafnermeister zu Marjoß.

Heinrich Friedge wurde am 26.6.1782 geboren und starb in Hanau am 22.7.1862 (J). Im Jahr 1814 wurde er Bürger der Altstadt Hanau. Als Beruf ist Lichtermacher angegeben, als Herkunftsort St. Goar. Im Jahr 1817 beantragte er die Aufnahme in die Bürgerschaft der Neustadt Hanau. Als Beruf gibt er Lichterzieher an und weist darauf hin, dass seine Frau eine Erbschaft von ihrem Vater erwarte. Heinrich Friedge, laut Heiratseintrag Johann Heinrich Christian Friedge heiratete am 7.11.1814 (J) Maria Johanna Knobeloch (Knobelauch/Knoblauch), Tochter des Bürgers und Schmiedemeisters Peter Knobeloch zu Steinau. Sie wurde am 28.5.1778 in Steinau geboren und starb am 25.2.1848 (M) in Hanau. In ihrem Sterbeeintrag wird ihr Witwer als Lichter- und Seifenfabrikant bezeichnet.

Aus der Ehe Friedge/Knobeloch gingen zwei Kinder hervor:

Karl Heinrich * 6.8.1816 (J) + 25.1.1817 (J)

Johann Heinrich Christian * 26.3.1819 (J) + 19.4.1891.

Johann Heinrich Christian Friedge beantragte 1843 seine Aufnahme in die Hanauer Bürgerschaft. Er gab an, eine Specereigeschäft in dem Walter'schen Hause zu betreiben, das sein Vater gekauft habe. In den Adressbüchern ist er unter den Anschriften Judengasse 2 und Schirnstr. 6 gemeldet, zuletzt mit einer Colonialwaren-, Landesproducten-, Tabak- und Cigarrenhandlung. Er war lange Jahre Mitglied des Gemeindeausschusses, außerdem Ehrenpräsident des Hanauer Schützenvereins.

J.H.C. Friedge heiratete am 7.6.1843 (M) Louise/Luise Philippine Fohrer. Sie wurde am 1.4.1818 in Wetzlar als Tochter des dortigen Bürgers und Handelsmanns Georg Adam Fohrer und der Luise geb. Freitag geboren und starb in Hanau am 9.8.1907. In diesem Heiratseintrag wird der Name erstmals Friedgé geschrieben, während der im gleichen Eintrag erwähnte Vater Georg Friedge geschrieben wird.

Der Ehe Friedgé/Fohrer entstammten drei Kinder:

Wilhelm Heinrich * 21.01.1844 (M) + 18.11.1862

Johanne Karoline Philippine * 14.2.1845 (M), Heirat am 9.4.1866 (M) mit Heinrich Otto Cöster, Büchsenmacher in Hanau

*Karl Ludwig Friedgé * 4.7.1850 (M) + 24.11.1910. (Das ist der Vater meiner Großmutter David, also mein Urgroßvater Friedgé. In der Urkunde erscheint er z.T. als Carl Friedgé. Der eigentlich Geschäftstüchtige scheint aber sein Vater, J.H.C. Friedgé, gewesen zu sein.)*

Karl Ludwig Friedgé ist unter Nürnbergerstr. 10, 8, 20 und 26 (dort lag übrigens auch das erwähnte Haus „Zur Weltkugel“) und seit 1901 Friedrichstr. 40 gemeldet als Inhaber der Fa. Karl Peter Brandt Nachf. Gewürze, Safran, Im- und Export. Am 22.9.1877 heiratete er in Mainz Emilie Huch. Sie wurde am 14.2.1855 in Mainz geboren und starb in Hanau am 17.8.1943. *(letztere ist also meine Urgroßmutter Friedgé, an deren Begräbnistag ich mich noch erinnere, weil ich während der Beerdigung zu Nachbarn gebracht wurde. Mein Großvater war anscheinend zunächst im Geschäft seines späteren Schwiegervaters als Angestellter tätig und hat dann dessen Tochter geheiratet. Wann er in dessen Geschäft als Compagnon eingetreten ist, ist nicht bekannt.)*

Der Ehe Friedgé/Huch entstammten zwei Kinder:

Charlotte Emilie * 14.9.1878 (M) (meine Großmutter David)

Heinrich Karl Ludwig * 25.5.1883 (M). („Onkel Heini“, seine Frau war die „Tante Hanna“, seine Söhne waren Hans (Dr. Hans Friedgé) und Kurt). Beide sind inzwischen (2013) gestorben. Von den beiden Söhnen des Hans Friedgé lebt noch Joachim K.H. Friedgé, geb. 1947, und zwar in Morschen in der Nähe von Melsungen/Kassel, Handy Nr. 0171 7005519, genauere Adresse unbekannt, seit einiger Zeit dort nicht mehr erreichbar.

Seit 1909 waren laut Adressbuch Heinrich David und Heinrich Friedgé Inhaber der o.g. Fa. Karl Peter Brandt. Heinrich David dürfte mit dem u.g. Lucian Alfred Eugen Adrian David identisch sein, der im Sterbeeintrag seiner Mutter mit „genannt Heinrich“ bezeichnet wird.

Die Postanschrift (Am) Frankfurter Tor gab es nicht, aber die Frankfurterstraße führte zum Frankfurter Tor und deren vorletzte Nummer war die Nr. 37. Eigentümer der Frankfurterstraße 37 war spätestens seit 1876 der Sprachlehrer Eugène David. Er wurde am 8.6.1832 in Narbonne geboren und war von ca. 1855 bis 1860 Sprachlehrer im Rödigerschen Institut und danach an der Realschule sowie am Diltheyschen Mädchenpensionat in Hanau. 1860 kehrte er nach Paris zurück. 1871 wurde er Sprachlehrer an der städtischen höheren Mädchenschule Hanau und seit 1874 zusätzlich Lehrer der französischen Sprache an der wallonischen Kirchengemeinde Hanau. 1899 trat er in den Ruhestand und starb in Hanau am 10.7.1901.

Peter Viktor Eugen (Pierre Viktor Eugène) David (mein Urgroßvater David) heiratete am 15.2.1858 (K) Johanna Maria Martini. Sie wurde am 20.1.1834 in Hanau geboren und starb hier am 5.10.1908. Der Ehe entstammten fünf Kinder:

Adele Maria Julie Eugenie * 9.8.1858 (K) + 13.1.1934 Hanau („Tante Ninie“)
Heinrich Maria Konstanz Gaston * 25.10.1859 (K) („Onkel Gaston“, der nach Frankreich gegangen ist und in Paris, 62 Bd. Strasbourg mit einem gewissen *Théodor Waelli ein Geschäft m. W. mit Brauereimaschinen betrieben hat*)

Camille Jeanne Marie * 4.12.1863 Paris + 18.3.1925 Hanau (« Tante Jean »)

Lucian Alfred Eugen Adrian, genannt Heinrich * 22.5.1866 (K) (mein Großvater David)

Ein Sohn namens Charles muss noch in Frankreich (wohl 1871) geboren sein. (In der Familie bekannt als „Onkel Carl“) Er wurde in Literaturwissenschaften mit dem Thema „Die drei Mysterien des heiligen Martin von Tours“, Inauguraldiss., 1899 promoviert und war wohl Lehrer o.ä. in Düsseldorf. Während des III. Reiches hat er seinen Familienamen „David“ in den Mädchennamen seiner Mutter in „Martini“ geändert ausweislich des Absenders seines Gratulationsbriefes zu meiner Geburt.

Adele Maria Julie Eugenie David (also Tante Ninie) war ebenfalls Sprachlehrerin. Da sie bis zu ihrem Tod 1934 in der Frankfurterstr. 37 lebte, dürfte es sich um die von Ihnen genannte „Ninie“ handeln, nicht Friedgé (so hatte ich sie in meinem Anschreiben angeführt), sondern David.

In den Adressbüchern ist seit 1914 die Stadt Hanau als Eigentümer der Frankfurterstr. 37 benannt.“ (In diesem Zeitpunkt, also wohl schon vor dem Beginn des 1. Weltkrieges ist also das Frankfurter Tor veräußert worden, weil die beiden Tanten Ninie und Jean mit ihren Einkünften aus ihrer Französischlehrtätigkeit das Gebäude nicht mehr unterhalten konnten. Sie hatten sich allerdings ein Wohnrecht bis zu ihrem Tode vorbehalten. Letztversterbende war Tante Ninie im Jahre 1934.)

Familie Galland in Gumbinnen

Von der Familie meine Mutter habe ich nur sehr rudimentäre Kenntnisse. Über die genauere Herkunft meiner Großeltern mütterlicherseits weiß ich nicht Genaueres. Sie wohnte jedenfalls in Gumbinnen in der Wilhelmstrasse, wohl der Hauptstraße, am Ufer oder in der

Nähe des Flusses, der Rominte oder Pissa, der im Winter zugefroren war und auf dem eine Eislaufbahn zum Schlittschuhlaufen betrieben wurde.

Mein Großvater betrieb eine Anstreicher Geschäft, das wohl gut florierte, wie das Foto von Betriebsausflug mit vielen Mitarbeitern zeigt. Auftraggeber waren wohl weniger einzelne Privatleute, also vielmehr die Güter in der Umgebung und die in Gumbinnen ansässige Bezirksregierung und wahrscheinlich das Militär.

Meine Mutter wurde am 25.10.1906 geboren. Sie hatte noch einen Bruder Hans, der aber einige Jahr jünger war. Er war wohl sehr musikalisch, spielte Klavier und Bandoneon. Er hat wohl das Malerhandwerk erlernt und übernahm nach dem Tode meines Großvaters mütterlicherseits im Jahre 1938, kurz vor meiner Geburt, das Geschäft. Er war verheiratet und hatte eine Tochter.

Nach dem Tode meiner Großmutter mütterlicherseits im Jahre 1941, zu deren Beerdigung ich als 2-Jähriger nach Ostpreußen nach Gumbinnen per Zug mitgenommen wurde. Im Zuge der Erbaueinandersetzung kam es zu einer Entzweiung zwischen meiner Mutter und ihrem Bruder, so dass die Beziehung völlig auseinandergegangen ist. Ihr Bruder ist eingezogen worden und im Krieg gefallen; zu ihrer Schwägerin und deren Tochter hat sie aber niemals in der Nachkriegszeit oder später Kontakte aufzunehmen versucht. Ich kenne nicht einmal die Vornamen. Sie müsste aber vor den Russen geflohen sein, wenn sie die Nachkriegszeit überlebt haben sollte.

Über die Schulausbildung und die Schulzeit meiner Mutter weiß ich nichts. Die Fotos zeigen, dass sie einen großen Freundeskreis hatte: man fuhr an die Ostsee oder nach Königsberg, wo sie Cousinen hatte.

Mit 18 oder 19 Jahren lernte sie meinen Vater kennen, der nach bestandenen 2. Staatsexamen als Jurist im Berlin in die Dienste der preußischen Justiz getreten war und seine erste Richterstelle in Gumbinnen bekommen hatte. Er ist dann wohl zeitweilig noch anderwärts beschäftigt gewesen und erhielt schließlich eine Richterplanstelle am Amtsgericht in Pilkallen. Das ermutigte ihn offensichtlich, um die Hand meiner Mutter anzuhalten und heiratete sie dann 1927 in Gumbinnen. Ihre Hochzeitsreise führte sie dann über Berlin und Erfurt nach Hanau zu seinen Eltern.

Wie meine Mutter immer erzählte, sei das Amtsrichtergehalt damals so gering gewesen, dass der Lebensunterhalt davon nicht habe bestritten werden können. Über Jahre hätten ihre Eltern allwöchentlich ein „Fresspaket“ mit Geflügel, Eiern, Fleisch und Gemüse aus Gumbinnen geschickt, die dort auf dem Markt von den über die Grenze kommenden litauischen Bauern gekauft worden seien.

Ihre ostpreußische Mundart hat meine Mutter über die Jahre im westdeutschen Alltag praktisch völlig verloren.

In Pilkallen waren meine Eltern mit den Anwälten und örtlichen Amtsarzt befreundet. Letzter war mit einer sehr vermögenden Schweizerin verheiratet, deren Familie Troxler früher in der Schweiz das Postregal besessen hatte. Die Freundschaft hat bis in der Nachkriegszeit auch nach deren Scheidung fortbestanden. Ich kann mich an den Besuch der Schweizerin bei uns in Niedermarsberg in der Nachkriegszeit gut erinnern, also sie von einer erlebnisreichen USA und Canada Reise berichtete, was damals ganz exzeptionell war. Ihr großes Vermögen hat sie im Laufe ihres Lebens durch schlechte Freundschaften und andere Wechselfälle verloren und ist dann verarmt in Vevey am Genfer See in den 50ern verstorben.

In Pilkallen hat man Ausflüge in die Landschaft gemacht. Wenn außerhalb von Pilkallen Gerichtstag in einer Gaststätte in der Umgebung abgehalten wurde, fuhr meine Mutter mit.

Leben zwischen Ost und West meiner Eltern nach ihrer Heirat 1923

Pendeln zwischen Gumbinnen und Hanau

Mein Vater hing sehr an seinen Eltern in Hanau, und so waren die Hochzeitsreise und später viele alljährliche Urlaubsreise nach Hanau bzw. nach Bad Homburg, wo die Schwiegereltern seiner Schwester Maria die Saalburg-Restaurations betrieben, gerichtet. Das war immer eine weite Fahrt, bei der man meist in Berlin Station machte und unter Umständen noch unterwegs zu touristischen Besichtigungen unterbrach, z.B. in Eisenach.

In Hanau war das Baden im Main ein beliebtes Sommervergnügen.

Die Saalburg war damals ein renommiertes Lokal. Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges war der Kaiser vielfach auf dem Saalburg–Ausgrabungsgelände und damit auch im Saalburg Restaurant zu Gast. Dafür gab es extra Meissner Porzellan, das noch in meinem Besitz ist. Der Kaiser hatte auch zeitweilig dort sein Kriegshauptquartier, worüber das Gästebuch der Saalburg, das sich noch in meinem Besitz findet, bezüglich der Gäste Auskunft gibt.

Der erste hohe Gast nach dem 1. Weltkrieg war übrigens ausweislich des Gästebuchs der äthiopische Kaiser Haile Selassi. Dessen Besuch in Deutschland ist damals wohl auf Veranlassung des nach Doorn in den Niederlanden retirierten Kaisers erfolgt, der sich davon wohl eine öffentlichkeitswirksame Unterstützung des Kaisergedankens versprach.

Der Kaiser hatte bekanntlich mit den römischen Wurzeln der Limesbefestigung Saalburg sein römisch-kaiserliches Image aufbessern wollen und deshalb die Ausgrabungen sehr gefördert.

Zwar war die Bergstrecke aufwärts zur Saalburg durch eine Straßenbahn an Bad Homburg erschlossen, aber bessere Leute kamen auch damals schon mit dem eigenen Auto oder wurden mit dem komfortablen Auto des Saalburg- Restaurants dort hingebacht. Damit haben meine Eltern manchen schönen Ausflug in die Umgebung gemacht, wie die Fotos zeigen.

Am Wochenende, wenn das Wetter im Sommer gut war und die Gäste in Scharen kamen, musste allerdings auch mitangefasst werden, um den Ansturm der Gäste zu bewältigen. Schlimm und schlechte Stimmung indes, wenn das Wetter schlecht war und alle vorbereiteten Speisen und Kuchen vergeblich auf Gäste warteten.

Bis 1933 traf man sich natürlich gern auch auf dem Frankfurter Tor. Dann hat die "Mutter Kuntze" die Bewirtschaftung der Saalburg anscheinend aufgegeben. Jedenfalls gibt es Fotos meiner Eltern von einem letzten Besuch auf der Saalburg im September 1933. Der Vater Kuntze war schon vorher verstorben.

In diese Zeit fällt auch, dass die Familienzusammentreffen in Hanau auf dem Frankfurt Tor ein Ende haben, weil am 9.1.1934 die dort noch lebenden „Tante Ninie“ gestorben ist, damit der Heimfall der Immobilie an die Stadt Hanau erfolgte. Daneben besaß der Bruder meiner Großmutter, „Onkel Heini“, ein Haus an der Leipzigerstraße, wobei dieser eigentlich für mich eher erst in der Nachkriegszeit auf die Szene tritt, wo er mit seiner Frau („Tante Hanna“, möglicherweise einer geborene Rau: auf einigen Fotos ist eine „Großmutter Rau zu sehen, möglicherweise ihre Mutter) und seinen Söhnen („Kurt“ und „Hans“) dessen Wiederaufbau bewerkstelligt. Beide Söhne waren verheiratet; ich habe aber eigentlich nur den Hans kennen gelernt, der zuweilen bei Familienfeiern in Braunfels zu Gast war und der auch einen Großteil der Möbel meiner Tante nach ihrem Tode übernommen hat. Seinen Sohn Joachim kenne ich nur als Kind und aus

einigen Telefonaten. Er scheint inzwischen gestorben zu sein. Jedenfalls bekomme ich keinen Kontakt mehr zu ihm.

Dortmunder Zeit meiner Eltern (1930er Jahre)

Mein Vater hat sich dann sehr bemüht, wieder in die Nähe seines Geburtsortes Hanau zu kommen. Gelungen ist ihm allerdings nur, eine Planstelle am Landgericht in Dortmund zu bekommen. Meine Mutter erzählt, wie sie sich in Pilkallen vorgestellt haben, in Dortmund auf dem Emscher Fluss Kahn zu fahren. Das hat sich dann als nicht sehr attraktiv erwiesen. Sie haben aber in Dortmund Innenstadt in der Kleppingstraße in der Nähe der Reinoldikirche eine schöne große Wohnung im 1.Stock eines komfortablen Wohnhauses gefunden; dessen Lage ist heute nicht mehr nachvollziehbar, da der Straßenverlauf unter Beibehaltung des Namens in der Dortmunder Innenstadt total geändert wurde.

Amtsrichter war damals noch eine angesehene Tätigkeit: der Gerichtsdienner brachte die Akten, wenn der Herr Rat diese zu Hause bearbeiten wollte. Meine Mutter hatte ein Dienstmädchen zur Hilfe. Mit Richterkollegen und befreundeten Rechtsanwälten pflegte man gesellschaftliche Kontakte. Man wanderte zusammen im SGV, im sauerländischen Gebirgsverein.

In die Jahre 1929 und 1931 fallen zwei Reisen meiner Eltern in die Schweiz. Irgendwie ist in der Hanauer Familie Geld dafür zur Verfügung gestellt worden. Vom Richtersalär wäre es wohl nicht zu finanzieren gewesen. Eine Reise ist unglücklich geendet, weil mein Vater schreckliche Nierenkoliken bekam und die Reise abgebrochen werden musste. Leider sind von den Reisen praktisch nur gekaufte Fotos und Postkarten eingeklebt, die ich aus den Alben genommen habe, so dass nur noch wenige persönliche Fotos vorhanden sind.

Nach langjähriger Kinderlosigkeit der Ehe meiner Eltern, wobei meine Mutter wohl eine Fehlgeburt hatte, kam ich dann 1938 auf die Welt. Die ersten Fotos in meinem Kinderalbum zeigen noch die Dortmunder Wohnung, mein Kindermädchen „Anni“, mein Kinderzimmer und eben mich in den üblichen Stadien.

Ich erinnere mich eigentlich nur noch an ein Ereignis aus dieser Dortmunder Zeit, und da hatte der Krieg schon begonnen: mein Vater stand mit mir am Küchenfenster, und es wurde zur Fliegerabwehr von der Flak mit Leuchtpurmunition geschossen und man sah die sog. Christbäume am Himmel.

Das war dann auch der Zeitpunkt, zu dem mein Vater darauf sann, seine Familie in Sicherheit zu bringen. Er versuchte das dadurch, indem er sich auf eine Amtsrichterstelle am Amtsgerichts Niedermarsberg bewarb, womit auch eine Tätigkeit zugleich am Amtsgericht Brilon, noch später auch am Landgericht Arnsberg verbunden war. Das hatte Erfolg, und wir zogen zunächst unter Beibehaltung unserer Dortmunder Wohnung etwa 1942 in eine möblierte Wohnung nach Niedermarsberg in die Karlstrasse.

Ich hatte ein Kindermädchen, das mit mir spazieren ging. Später ging ich auch in den NSV Kindergarten, der in der Trift hinter dem späteren Café Gerlach lag (heute gegenüber dem Schwimmbadeingang). Es gab auch einen katholischen Kindergarten; ich war aber im NSV Kindergarten, der aber meiner Erinnerung nach keiner sonderlichen nationalsozialistischen Indoktrination verfolgte.

Gegessen wurde im Restaurant Hotel Kloke Poelmann in der Hauptstraße, zeitweilig auch beim Bauer Biederbeck (es war ein stark asthmatischer alter Mann, der sich immer mit einem Inhalator Erleichterung zu verschaffen versuchte; eindrucksvoller war für mich sein Sohn Bertram Biederbeck, der in fescher (Leutnants? -)uniform in Heimaturlaub kam). Jedenfalls kann ich mich nicht erinnern, dass meine Mutter gekocht hätte. Sie war für das Landleben in Niedermarsberg als Dortmunderin ziemlich elegant; sie erzählte mir, dass die Kinder hinter ihr gerufen hätten, weil sie sich die Lippen mit Lippenstift gerötet hatte.

In Niedermarsberg waren meine Eltern, insbesondere auch meine Mutter gesellschaftlich gut eingebunden: die Einheimischen, namentlich der Rechtsanwälte waren an positiven Kontakten zum Richter interessiert und die zahlreichen kriegsbedingt nach Niedermarsberg verschlagenen Ortsfremden, insbesondere an den teilweise zu Lazaretten umfunktionierten Provinzialheilanstalten tätige Ärzte und deren Familie fanden sich gesellschaftlich zusammen.

Evakuierung aus Dortmund / Wohnungsnahme in Niedermarsberg

Während meine Mutter und ich in Niedermarsberg möbliert wohnten, war mein Vater außer in Marsberg auch in Brilon und später auch am Landgericht in Arnshausen tätig. Er wohnte dann wohl auch dort. Die Justiz verfügte damals und auch nach dem Krieg noch über angemietete möblierte Zimmer in Privathäusern an den jeweiligen Gerichtsorten in der Nähe der Gerichtsgebäude, wo Richter und Assessoren von heute auf morgen untergebracht werden konnten. Daß sich jeder versetzungsunwillige Staatsdiener gegen die Zumutung seines Dienstherrn auf unbestimmte Zeit mit behördlichem und gerichtlichem Verfahren widersetzen konnte, gab es damals noch nicht. Wir besuchten ihn dann dort auch zuweilen; ich kann mich erinnern, im Landgericht in Arnshausen meinen Vater besucht zu haben, wo er mir, für mich als Kind sehr eindrucksvoll, im schwarzen Richtertalar entgegenkam.

Im Sauerland war mit Vater mit einer amtsgerichtlichen Entscheidung eines Falles bekannt geworden, in dem ein Jagdpächter einen aus seiner „Sicht“ wildernden Hund, aus der Sicht des Hundehalters seinen durchaus unter seiner Kontrolle befindlichen Hundehausgenossen erschossen hatte. Wie der Prozess, der damals die Sauerländer Jäger sehr erhitze, ausgegangen ist, weiß ich nicht mehr. Ich habe eine Urteilabschrift als Jungjurist noch mal gesehen: kriegsbedingt ein Kurzurteil auf etwas mehr als einer Seite einschließlich Tenor, Tatbestand und Gründe...

Meine Eltern haben sich dann angesichts der zunehmenden Bombenangriffe auf Dortmund entschlossen, die bis dahin fortbestehende Wohnung in Dortmund aufzugeben und die Möbel teils nach Hanau zu meinen Großeltern, teils nach Brandobberndorf zu meiner Tante in angemieteten Abstellräumen im Dorfe auszulagern. In Marsberg hatten wir inzwischen Zimmer auf der Hauptstrasse beim Uhrmacher Rentrop bezogen, inwieweit fremd- oder schon teilweise eigenmöbliert, weiß ich nicht mehr.

Wir verbrachten aber die letzten Kriegsmonate, nachdem mein Vater schon in Rumänien verschollen war, auch zeitweilig bei meiner Tante und meinem Onkel in Brandobberndorf, wo diese im Direktorenhaus neben der Lederfabrik der Knorrbremse wohnte, in der mein Onkel 2. Direktor war. Zuweilen hüteten wir dort auch etwa Haus ein, wenn sie verreisten. Sie waren kinderlos, hat aber quasi als Kindersatz einen Foxterrier, der allerdings die schlechte Angewohnheit hatte, wenn die Hoftür einmal offenstand, auszubüchsen. Ich erinnere, dass wir uns gerade rüsteten, meinen Onkel und meine Tante von der nahe gelegenen Bahnstation Brandobberndorf mit ihrem während ihrer Abwesenheit stets im Haus gehaltenen Hund abzuholen, als dieser in einem unbeobachteten Moment durch die Hoftür entwich und stracks in einen Färbabwässer der Lederfabrik führende Bach sprang, so dass wir dann mit dem eingefärbten Tier und schlechtem Gewissen zum Bahnhof mussten.

Zeitweilig wohnten aber auch im ersten Stock des Fabrikgebäudes meines Großvaters in Hanau, ich meine, teilweise in Möbeln meiner Großeltern. Ein Vorfall ist mir Erinnerungswürdig: ein großen Kristallspiegel mit dickem Goldrahmen hatte sich von der Wand gelöst und war meiner Mutter auf den Kopf gefallen und in 1000 Splitter zerfallen. Meiner Mutter ist Gott sei Dank nichts Schlimmeres passiert, aber sie hat den zerbrochenen Spiegel sofort als böses Omen für die vor uns liegende Zukunft gedeutet. Für mich war Packen für die Reisen von einem Ort zum anderen jedenfalls als Kind ein Hauptspiel und habe meine Spielsachen immer wieder in einen kleinen Klappkarton gepackt und verschnürt.

Nachdem mein Vater nicht mehr als Richter tätig und eingezogen war, musste meine Mutter in Niedermarsberg erfahren, wie das bisherige Entgegenkommen ihrer persönlichen Umgebung merklich abkühlte und sie als alleinstehende Frau mit Kind doch sehr auf sich gestellt war. Sie hat sich aber doch sehr darein hineingefunden und eigentlich immer einen großen Freundes- und Bekanntenkreis unterhalten. Dabei kam ihr vielleicht zu Gute, dass

jenseits einer Integration in die engere Marsberger Ortsgesellschaft die aus einer städtisch-akademischen Umgebung nach Marsberg verschlagenen „Evakuierten“ sich immer wieder dort zusammengefunden und -geschlossen haben.

In der Kriegsendphase und unmittelbaren Nachkriegszeit hat es deren viele gegeben; ich meine damit weniger die Flüchtlinge, als vielmehr die Ärzte, Rechtsanwälte, Ingenieure, Lehrer, die in Marsberg die ärgsten Kriegsfolgen überstehen wollten. Es erinnert mit heute, 2020, sehr an den Beginn der „Corona-Endemie-“, als angesichts des drohenden shut down viele Städter noch schnell auf Land geflohen sind,

In der Marsberger Nachbarschaft haben u.a. der spätere VW Chef Nordhoff und auch ein Hösch-Vorstandsmitglied ihr Comeback in die Nachkriegszeit vorbereitet. Unter anderen hat ein großes Consulting Unternehmen Zieren mit vielen hochqualifizierten Ingenieuren und Naturwissenschaftlern seinen weltweiten Aufbau von Niedermarsberg aus in der Nachkriegszeit in dem umgenutzten Hotel zur Post in Niedermarsberg begonnen. Jemand hat mir auch gesagt, dass durch die Lazarette in Niedermarsberg in Nachkriegszeit durch gesundheitlich einigermaßen wiederhergestellte Soldaten, insbesondere auch früherer Offiziere, zahlreiche wirtschaftliche Aktivitäten in der Nachkriegszeit entwickelt worden wäre. Dieser unmittelbar „Nachkriegsaufschwung“ ist aber mE Ende der 1950er Jahre weitgehend wegen Ballungsraumferne der Stadt Niedermarsberg mit ihren zahlreichen umliegenden Amtsgemeinden zu Stillstand gekommen, bis dann durch den Autobau der Strecker Ruhrgebiet- Kassel durch den bis dahin ungeteilten „Harderhausener Wald“ die Verkehrsanbindung und damit auch die Chancen für lokale Wirtschaftsentwicklung wesentlich verbessert wurden. Ich selbst habe das aber nicht mehr miterlebt, weil ich bereits von zu Hause weg war.

Meine Mutter wollte dann letztlich doch fort von Niedermarsberg, nachdem ich ins Studium und in die Referendarausbildung abgedampft war und nur noch sporadisch nach Hause kam. Sie ist dann 1963 zurück nach Dortmund gezogen, wo sie bis zu ihrem Tode am 16.7.1991 gelebt hat.

Familie Helmrich („die Remscheider“)

Die Verwandtschaftsverhältnisse der Familie Helmrich zu der Familie David/Friedgé waren lange Zeit unklar, haben sich allerdings geklärt. Sie werden vermittelt über meine 1943 gestorbene Urgroßmutter Friedgé, Emilie Friedgé, geb. Huch, also die Ehefrau des Karl Ludwig Friedgé (geb. 4.7.1850). Sie ist ein Cousine der Alice Helmrich, Ehefrau des Rudolf Helmrich, mir nur bekannt als „Onkel Rolf“, in der heutige Familie allerdings allgemein als Rudolf Helmrich in der Erinnerung. Letzter war, wie gesagt, verheiratet mit Alice Helmrich, und sie hatten 2 Kinder: Kurt Egon und Rosemarie. Aus der Ehe von Kurt Egon und Ingrid sind zwei Kinder hervorgegangen. Ricarda und Christina, die gegenwärtig in den 60ern sein dürften. Rosemarie war verheiratet mit Ulrich Stromski, den sie nach seiner Rückkehr aus dem Krieg geheiratet hatte und der als Ingenieur in die Leitung des Helmrichschen Teerstrickunternehmens miteingetreten war. Aus dieser Ehe entstammen zwei Söhne. Mit einem von ihnen, Konrad Stromski, stehe ich seit einiger Zeit in Verbindung. Er hat Familienbeziehungender Familien Helmrich und Stromski aufgearbeitet und dabei auch die Beziehung zu den Familien David und Friedgé ermittelt, die - maßgeblich über weiblich Familienmitglieder laufen, und dabei gemeinsame Bezüge zu dem Familien Huch und Richter aufweisen. Die Einzelheiten dazu sind in von ihm erstellten Stammbaumdarstellungen zu entnehmen.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit hatte eine starke Annäherung der Familien David und Helmrich gegeben. Zentral waren dazu die guten Beziehungen zwischen meinen Großeltern und meiner Tante Maria mit Rolf und Alice Helmrich, die schon zu Zeite der Saalburg in den 30er Jahren ausweislich der Fotos aus dieser Zeit enge verwandtschaftliche Beziehungen pflegten. Aber auch in der Nachkriegszeit sind die Remscheider etwa zu meiner Konfirmation

in Niedermarsberg gewesen.

Die Helmrichs betrieben schon seit Vorkriegszeiten in Remscheid eine Teerseilerei. Teerseile werden aus zerrissener Jute gedreht und dann durch ein Teer Bad bezogen. Es war früher ein in jeder Gemeinde benötigter Artikel, weil Teerseile zum Dichten von Ton/Keramikrohren, wie sie früher für die Kanalisation eingesetzt werden, benötigt wurden.

Die Produktion ist eine emissionsträchtige Prozedur mit viel Staub bei der Verarbeitung, insbesondere Zerreißen der Jute, und die Teerflüssigkeit riecht sehr durchdringend. Die Produktion ist in hohem Maß feuergefährlich, weshalb die Remscheider Fabrikanlagen wiederholt gebrannt haben und schließlich auch aus der Stadt heraus verlegt wurde. In den alten Fabrikräumen fand ein örtliches Theater in Remscheid eine Heimstatt.

In der Nachkriegszeit war die Familie Helmrich für meine Mutter und mich, aber auch für meine Großeltern und meine Tante mit unseren persönlichen und materiellen Kriegsverlusten gleichsam die Vertreter des Nachkriegs-Wirtschaftswunders, die uns verdeutlichten, wie weit es schon wieder die gebracht hatte, die aus dem Krieg zurückgekehrt und sich eine neue Existenz unmittelbar nach Kriegsende wieder schaffen konnten.

Indes hatte der Krieg auch die Helmrichs sehr getroffen. Ich Betrieb war bei Kriegsende zerstört und der Sohn Kurt-Egon hatte eine schwere Armverletzung mit nach Hause gebracht. Er hat dann in der Nachkriegszeit in der Teerseilerei einen schweren Arbeitsunfall erlitten, bei dem er mit dem verletzten Arm in eine Reißwolf geriet, sodass er ohne seine Hände seinen Alltag bewältigen musste, was er in bewundernswerter Weise, einschließlich Steuern seines Autos, meisterte.

Obwohl Kurt-Egon und ich der gleichen Generation angehörten, war ich eben wohl mehr als 10 Jahre jünger und sah in ihm weniger eine Art Cousin, sondern eher einen Onkel. Mit zunehmender eigener beruflicher Qualifikation durch Studium und Berufsaufnahme glich sich das zwar aus, aber wir hatten dann kaum noch Kontakt.

Die Nachkriegs-Aufwärtsentwicklung der Familie Helmrich hat sich in den folgenden Jahrzehnten dann doch sehr nivelliert: Onkel Rolf verstarb, Seine Frau und seine Tochter , erlagen in geringem zeitlichem Abstand schweren Krebsleiden. Mit dem Familienteil Ulrich und Allice Stomski, geb. Helmrich hatte mit beiden eigentlich kaum etwas zutun, wußte auch nichts von ihren Söhnen ,im Gegensatz zu Kurt-Egon, der trotz seiner schweren Verletzungen und Behinderungen von einer bewundernswerten Gelassenheit und einem sehr freundlichen Entgegenkommen war.

Und schließlich endete mit der aufkommenden Kunststoffproduktion das Geschäftsmodell für die Teerstricke: es gab nun Kunststoffdichtungen und zunehmend dann auch Kunststoffrohre, so dass Teerstricke obsolet wurden. Es wurde dann wohl noch in Zusammenarbeit mit der Fa. Bayer eine Kunststoffproduktion wohl für Kunststoffdichtungen aufgenommen. Die Fa. Helmstrick, so hieß die mittelständische Firma, hat dann aber wohl irgendwann ihre Tätigkeit weitgehend eingestellt..Als Kurt-Egon seine Frau Ingrid heiratete, haben wir noch die Hochzeitszeitung erhalten, von der Geburt ihrer beiden Töchter kam indes kaum mehr eine Geburtsanzeige. Mit dem beiden Töchtern habe ich in neuerer Zeit telefoniert und leider Anfang des Jahres 2024 die Nachricht vom Tode ihrer Mutter Ingrid erhalten. Zu Konrad Stromski besteht ein herzlicher Kontakt und Austausch über die Familienbeziehungen.

Nachkriegsjahre im Sauerland in Niedermarsberg und die langsame Restauration

Kriegsschicksal meines Vaters

Mein Vater war schon in seiner Dortmunder Zeit anti-nationalsozialistisch eingestellt; er hat auch in seiner sauerländer Zeit daraus keinen Hehl gemacht mit der Folge, dass seine Unabkömmlichkeit etwa 1942 aufgehoben und er erneut zum Kriegsdienst eingezogen wurde, nachdem er bereits während des Polenfeldzuges 1939 kurzzeitig militärisch aktiviert worden war.

Dazu wurde er in eine Kaserne in Werl eingezogen mit dem Ziel, für eine Offiziers- oder Unteroffizierslauf vorbereitet zu werden. Dazu sollte er auch Reiten lernen. Trotz heftigster Ischiasbeschwerden wurde er unter schrecklichen Schmerzen aufs Pferd gesetzt.

Die Ausbildung endete dann damit, dass ihm noch einmal Urlaub gewährt wurde, bevor es zur sogenannten Frontbewährung gehen sollte. Dabei sind die Aufnahmen mit ihm und mir bei seinem letzten Besuch 1943 in Hanau entstanden, bevor er dann mit unbekanntem Ziel auf Frontbewährung geschickt wurde. Von einem Kameraden, der den Marschbefehl gegen die Anweisung geöffnet hat, wissen wir, dass es an die Rumänische Front ging. Ob er dort je angekommen ist, ist unbekannt. Zu den vermutlichen Zeitpunkt seiner Ankunft in Rumänien im Raum Roman/Jassi haben die Rumänen im Herbst 1943 die Fronten von der Deutschen Wehrmacht zur Roten Armee gewechselt. In dem chaotischen Frontwechsel ist wohl dort angekommen, und seitdem fehlt jede Nachricht von ihm.

Jahrelang hat meine Mutter auf seine Rückkehr gewartet und tausend Kontakte verfolgt, um etwas über ihn zu erfahren. Bei den Befragungen von aus Russland rückkehrenden Kriegsgefangenen durch deutschen Suchdienst hat Anfang der 50er Jahre ein Heimkehrer gemeint, meinen Vater auf den vorgelegten Fotos wiederzuerkennen, und gesagt, er meine, meinen Vater nach dem Kriegsende in einem russischen Kriegsgefangenenlager noch gesehen zu haben.

Das reichte immerhin, dass bei der amtsgerichtlichen Todeserklärung meines Vaters um 1950 davon ausgegangen wurde, dass mein Vater bis dahin noch gelebt habe. Das hatte enorme finanzielle Konsequenzen für meine Mutter, weil damit fingiert davon ausgegangen wurde, dass mein Vater, wenn er solange gelebt hätte, er es zum Landgerichtsdirektor gebracht hätte und dementsprechend die Pension meiner Mutter auf dieser Basis zu berechnen sei. Das hat ihr seitdem ein geregeltes finanzielles Auskommen gesichert, wobei meine Mutter immer der Ansicht war, dies sei durch den Verlust ihres Mannes mehr als gerechtfertigt.

Das umso mehr, als eine Reihe von Kollegen meines Vaters, die sich auf den Nationalsozialismus eingelassen hatten, teilweise atemberaubende juristische Karrieren im Osten der von Deutschland besetzten Gebiete als Landgerichtspräsidenten u.a. gemacht hatten, dort den Kriege gesund überlebt haben, nach dem Krieg in Westdeutschland wieder

in ihrer früheren Richterpositionen eingesetzt worden waren und dann in den 50er Jahren die Möglichkeit von der Justiz eingeräumt bekamen, sich in jungen Jahren pensionieren zu lassen, um die Justiz von etwaigen Vorwürfen der Wiedereinstellung „brauner Richter“ freizustellen. Diese Richter haben dann durchweg noch eine lukrative Karriere als Anwälte angefügt.

Schulzeit und Nachkriegszeit in Niedermarsberg

Mit meiner Einschulung im Herbst 1944 war es dann mit der Herumreiserei vorbei. An die Einschulung kann ich mich deshalb noch erinnern, weil das mit Antreten von HJ und BdM und Hakenkreuzfahnen für mich als Schulanfänger recht eindrucksvoll war. Ich kam mit meinen Freunden ins erste Schuljahr. Die Klasse war im Volksschulgebäude in der Schulstraße untergebracht, das zwischen der sog. Rektoratsschule und der jenseits des großen Schulplatzes gelegen katholischen St. Magnus Kirche liegt. Mein Schulweg war sehr kurz, weil der Schulplatz praktisch rückseitig an das Grundstück grenzte, auf dem ich wohnte. Später zog ich in das Nachbargrundstück (Modehaus Henke, Hauptstrasse), das sogar einen rückwärtigen Ausgang zum Schulhof/Schulstraße hatte.

Der Schulbesuch währte indes nicht lang, nämlich nur solange, bis die Amerikaner bei Kriegsende Niedermarsberg besetzten. Wir erlebten das im Keller eines Nachbarhauses, eines schönen alten Fachwerkhauses des Installateurs Thomas, in dem irgendwann ein schwarzer Amerikanischer Soldat, ein „Neger“, wie man damals ohne rassistische Abwertung sagte, erschien und feststellte, dass hier nur Frauen und Kinder saßen. Schräg gegenüber hatte vor einem Haus ein Volkssturmmann mit einer Panzerfaust gefuchelt, und da hatte ein amerikanischer Panzer eine Granate abgefeuert, die ein großes Loch in die Fassade des Hauses gerissen hatte. Es hingen sonst überall weiße Fahnen. Ich glaube die Amerikaner haben sich mit der Eroberung Niedermarsberg nicht lange aufgehalten.

In der Nachbarschaft Niedermarsbergs, an der Straße nach Bredelar und zwischen Bredelar und Giershagen, waren umfangreiche, weitgehen unfertige technische kriegswichtige Bauten, die der Produktion von synthetischem Benzin dienen sollten. Dort arbeiteten OT (Organisations Todt) Arbeiter. Ich glaube allerdings nicht, dass dort je etwas an Benzin produziert worden ist.

Erst heute weiß ich, dass Bredelar und die nachfolgenden Orte an der Bahnstrecke Richtung Brilon-Wald-Arnsberg eine erhebliche industrielle Vergangenheit haben. Wegen der großen Waldbestände hat dort bis zu Entwicklung der Kohlenabbau im Ruhrgebiet Eisenverhüttung stattgefunden, so etwa auf dem Gelände des Klosters Bredelar, das heute auf Grund der Initiative meines Mitschülers und Freundes Dr. Franz- Josef Bohle zu einem Sauerländer Kulturzentrum ausgebaut worden ist, teilweise unter Verwendung von Bauelementen aus Zeit der Eisenverhüttung. Gegen die Kohle-Konkurrenz war die Holzverhüttung wirtschaftlich nicht zu halten und musste eingestellt werden. Vor der kulturellen Umnutzung ist das Gelände übrigen viele Jahrzehnte als Gutsgebäude-Anlage benutzt worden von der Familie eines anderen Mitschülers und Freundes, nämlich Manfred Köhne, der lange Jahre den Lehrstuhl für Agrarökonomie in Göttingen gehalten ist und leider gestorben ist, bevor es zu einem geplanten Klassentreffen der „Einjährigen“-Absolventen des gemeinsame besuchten damals noch „Progymnasiums“ in Marsberg kommen konnte. Von diesem Kreis ist übrigens auch Manfred Kemper, Kreisarzt im Sauerland, leider schon von uns gegangen, mit dem ich schon 1942 gemeinsam am Bielstein Schlitten gefahren bin.

Doch nun zurück zum Kriegsende: Es sollte noch einige Zeit dauern, bis der Schulunterricht wieder aufgenommen werden konnte. Zwischenzeitlich wurden wir dann zu 4 oder 5 bei Bekannten in der Waschküche unterrichtet. Die Verzögerung in der Wiederaufnahme des Schulunterrichts war weniger dem Kriegsende oder der Besatzungsmacht geschuldet, als

dem Umstand, dass die katholische und die evangelische Geistlichkeit die Gelegenheit zur Einführung der Konfessionsschule gekommen sah. Das bedeutete natürlich, dass der Bedarf an Schulraum sich für den kleinen Ort verdoppelte. Angesichts der mehrheitlich katholisch geprägten Bevölkerungsstruktur, die erst zunehmend durch den kriegsbedingten Zuzug Ortsfremder und später durch den Flüchtlingszuzug mit Protestanten durchsetzt wurde, wurde das große 8-klassige Volksschulgebäude, in das ich eingeschult worden war, zur katholischen Volksschule, während die kleinere, gegenübergelegene Rektoratsschule zur evangelischen Volksschule wurde. Sie hatte weniger Klassenräume als eine Volksschule Klassen hat. Dorthin ging ich, fortan getrennt von meinen katholischen Mitschülern, mit denen ich eingeschult worden war. Der Unterricht erfolgt z.T. mit mehreren Klassen gemeinsam, was ich nicht als nachteilig empfand, weil ich feststellen musste, dass viele höherklassige Schüler etwa in Mathematik nicht wesentlich besser waren als ich und ich dem Unterricht auch der höheren Klassen ohne weiteres folgen konnte.

Die Klassen waren damals recht groß, ohne dass ich das als sonderlich belastend empfunden hätte. Ich erinnere mich insbesondere noch daran, wie in Rechnen gefordert worden sind. Jeden Tag große „Aufgabenpäckchen“, also Blöcke von Rechenaufgaben, aus dem Rechenbuch abschreiben und ausrechnen. Beliebt war die Prüfung der Kopfrechenfähigkeit: alle Schüler aufstehen, der Lehrer nennt die Aufgabe und wer als erster das Ergebnis sagt, darf sich setzen. Das hätte heute ein verwaltungsgerichtliches Nachspiel.

Die Konfessionsschulbildung ist nicht etwa nur von katholischer Seite allein gefordert worden, sondern wurde auch von dem evangelischen Pastor propagiert und bei den Eltern beworben worden.

Die Implikationen lagen indes weniger auf religiöser oder pädagogischer Ebene, als auf dem Gebiet fehlender Klassenräume und der Hygiene, wieder einmal ein Parallele zur gegenwärtigen (2020) „Corona-Endemie“ und zum derzeit diskutierten coronabedingten Wiederhochfahren des zeitweilig stillgelegten Schulbetriebs.

Das gravierendste Problem der Konfessionsschulbildung in Niedermarsberg war, dass natürlich katholische und evangelische Schüler (aus religiösen Gründen?) nicht auf dasselbe Klo gehen konnten. Die für die evangelischen Schüler vorgesehene Rektoratsschule hatte kein eigene Schülertoilette hatte, und deshalb musste auf dem kleinen Schulhof an der Rückseite eine hölzerne Plumsklo-Anlage errichtet werden. Trotz der hygienischen Unhaltbarkeit rief dies indes keine gesundheitlichen Schäden bei uns hervor. Das war vielleicht der himmlische Dank für erreichte konfessionelle Schultrennung.

Schulstrasse und große Schulplatz zur St. Magnus Kirche hin waren für den Verkehr gesperrt, schon damals und dort trafen nachmittags und abends die jüngeren und älteren innerstädtisch wohnenden Kinder. Wir spielten dort Fußball. Ich war nicht besonders sportlich, besaß aber einen bzw. den Gummiball und durfte deshalb auch immer mitspielen. Die aus meiner damaligen Sicht „großen“ Mädchen, etwa 2-3 Jahre älter als ich, sammelten sich um einen dicken Baum hinter der Drogerie Kaempfer und nannten sich die „wilde Rotte“. Da hatten die Jüngeren nichts zu suchen.

Erinnern kann ich mich noch an die Verteilung der Schulspeisung. Soweit ich mich erinnern kann, gab es zeitweilig Suppe, die meiner Erinnerung nach in einer Küche im Hinterhof des Hotel Reichshof in der Hauptstraße gekocht wurde, und dann kamen in großen Kartons Trockenpflaumen und Rosinen. Ich musste dann unsere Küchenwaage holen, und wir mussten dann die Portionen abwägen.

Erinnerlich ist mir ferner noch, dass wohl zur Gründung der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1949 von jetzt auf eben eine demokratische Feier vorbereitet werden musste, und ich

am Nachmittag noch ein langes vaterländischen Gedicht auswendig lernen musste, um es dann vortragen zu können, dessen Inhalt mir sehr merkwürdig und unverständlich vorkam. Überhaupt: Auswendiglernen gehörte damals zum Schulstandard.

So haben wir auch in der evangelischen Schule ein großes Theaterstück aufgeführt, das im Saal Landesheilanstalt am Markt mehrfach aufgeführt wurde, auch für die Kranken dort und auch für psychisch-kranken Kinder in der anderen großen Landesheilanstalt an der Bredelarer Chaussee, dem Johannesstift. Denn Beginn meines Textes in dem Theaterstück weiß ich noch: ich bin ein großer Zaubermeister, ich regiere alle Geister“ und meine Funktion war, durch die verschiedenen Bilder des Theaterstücks zu führen.

Wohl alle meine Mitschüler waren aus heutiger Sicht weit unter der Armutsgrenze. Das Bildungsangebot der Volks- und später der Oberschule, eines sog. Progymnasiums bis zur mittleren Reife, habe ich Hinblick auf fachliche und pädagogische Engagement meiner verschiedenen Lehrer und Lehrerinnen eigentlich mit wenigen Ausnahmen in sehr positiver Erinnerung. Ich glaube nicht, dass mit kleineren Klassen und besser fortgebildeten und bezahlten Lehrer ein größerer Bildungserfolg erzielt worden wäre, weder bei mir, noch bei meinen Mitschülern.

Neben der Schule gab es in Marsberg nur wenig Bildungsangebote. Dazu gehörten: die beiden täglich öffentlich ausgehängten Tageszeitungen, die eher CDU orientierte „Westfalenpost“ und die eher linke Westfälische Rundschau. Dann gab es in der Nachkriegszeit zwei private Leihbüchereien mit Entleihgebühren um 30 Pfennig für alte Bücher, neue Bücher etwas teurer, zu entleihen.

Und schließlich die Besuche des Westfälischen Landestheaters aus CastropRauxel mit Aufführungen ebenfalls im Saal der Landesheilanstalt am Markt. Da mein Lateinlehrer Niehoff als örtlicher Veranstalter dafür auftrat, sah ich mich schon, um meine Lateinnote nicht unnötig zu gefährden, veranlasst, daran teilzunehmen. Das Landestheater hatte ein durchaus breites Programm insbesondere moderner amerikanischer Theaterstücke, wie etwa der“ Katze auf dem heißen Blechdach“, die zwar mir alle vordergründig angesehen, aber in ihren tieferen Inhalten kaum verstanden habe. Sie kamen mit großen Möbelwagen, in dem die Theaterutensilien waren

Schließlich gab es dann die Bücherschränke meiner Eltern und meiner Tante, aus denen ich mir einzelne eher unterhaltende und naturbezogene Bücher gelesen habe. Literarisch im engeren Sinne war ich wohl eher weniger interessiert, dafür aber stärker naturwissenschaftlich. Jahrelang lag in den 50er Jahren das Neue Universum auf meinem Weihnachtstisch. Und eben die öffentlich ausgehängten Zeitungen habe ich, wenn ich vorbeikam, ausgiebig studiert.

Speziell in Erinnerung ist, dass dort die Schlussworte der in den Nürnberger Kriegsverbrecher Prozess Verurteilten vor ihrer Hinrichtung abgedruckt waren, was mich damals aber weniger in Hinblick auf die von vergangen Verbrechen, als im Hinblick auf die vollzogene Hinrichtung berührt hat.

Überhaupt war die Nachkriegszeit in Niedermarsberg von einer etwas anderen Grundhaltung zum Nationalsozialismus geprägt als sie heute ideologischer Standard ist.

Kirche und Kultur in Niedermarsberg in der Nachkriegszeit

Als Evangelischer gehörte man im katholischen Marsberg eher zu einer Minderheit, allerdings nach eigener Einschätzung durchaus zu einer informierteren. Die besseren Schüler kamen eigentlich eher aus Evakuierten- und Flüchtlingsfamilien, denn aus einheimischen.

Als Gymnasiast des Progymnasiums war man mit den kirchlichen Bräuchen in der Katholischen Kirche, den einzelnen Teile der Messe und der Bedeutung der großen Prozessionen und Feiertage bestens vertraut, wenn man auch als Evangelischer an katholischen Schulmessen in der St. Magnuskirche nicht teilnehmen musste und auch die lateinischen Messtexte nicht auswendig zu lernen hatte. Als evangelische Gymnasiasten waren wir in der evangelischen Jungschar und trafen uns allwöchentlich im evangelischen Pfarrhaus. Im Gegensatz zu den katholischen St. Georgs Pfadfindern lehnten wir strikt ab, irgendeine Art Uniform zu tragen, obwohl es das auch in der evangelischen Jugendarbeit gab. Hier wirkte in der Nachkriegszeit offensichtlich der Anti-Nationalsozialismus nach, der sich von ehemaligen HJ-Gepflogenheiten distanzierte. Sehr gut erinnere ich mich noch daran, dass der Sohn des Pfarrer Bach, eines aus Ostdeutschland stammenden Pfarrers, aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückkam und sehr einprägsam aus der Zeit der Gefangenschaft und wie er sie überlebte, erzählte.

Mit vierzehn Jahren wurde ich konfirmiert. Mir war gerade der erste Bart gewachsen und ich musste mich rasieren. Dazu bekam ich einen elektrischen Rasierapparat der Marke Braun, die ich als Lieferant meiner Rasierapparate lebenslang beibehalten habe. Der Konfirmation ging zwei Jahre ein Konfirmationsunterricht voraus, an dessen Ende eine öffentliche Prüfung vor der Gemeinde während des Sonntagsgottesdienstes einige Zeit vor der eigentlichen Konfirmation stand. Die Konfirmation erfolgte übrigen zusammen mit den Kindern aus dem Johannesstift, also der Landesheilanstalt an der B 7. Solche Inklusion, wie man das heute fortschrittlich, gab es also ganz selbstverständlich schon in den 1950er Jahren.

Der Pfarrer Brunsiek, der den Konfirmationsunterricht gab, machte pädagogisch sehr geschickt Druck, dass wir die Bibelsprüche und Kirchenlieder auch wirklich auswendig lernten, in dem er drohte, uns vor der Gemeinde zu blamieren, wenn wir sie nicht könnten. Das wurde natürlich nicht so heiß gegessen, wie es gekocht wurde, und der Pfarrer Brunsiek nahm auch auf unsere verschiedenen Begabungen Rücksicht. Immer hatte es zur Folge, dass ich zeitlebens bei Gottesdiensten auch ohne Gesangbuch die meisten alten Lieder mitsingen konnte, freilich sind mir die neueren Kirchenlieder nicht geläufig. Parallel dazu habe ich auf Quinta oder Quarta im gymnasialen Deutschunterricht ein Jahr lang jede Woche ein Gedicht lernen müssen mit regelmäßiger Wiederholung des Gelernten! , ebenfalls mit lebenslangen Konsequenzen, ohne allerdings je ein Poesiefreund geworden zu sein.

Kulturell ist anzumerken, dass in den 50er Jahren Rowohlt Rotations Romane (rororo) auf den Markt kam, zunächst für 1,50 DM; später kamen auch andere Taschenbuchverlag mit ähnlichen Produkten auf den Markt. Bald stellte sich heraus, dass man nicht alles an Taschenbüchern kaufen und schon gar nicht lesen konnte. Aber was man gekauft hatte, las man auch. Später während meiner Oberstufenzeit in Arolsen, spielte die fahrbare Amerikabücherei eine große Rolle, die mit ihrem Bücherbus regelmäßig in Arolsen auf dem Kirchplatz stand, wo es neuere amerikanische Literatur zum Nulltarif zu entleihen gab. Ich las allerdings auch viele technische Bücher, etwa über Atom-Modelle oder über Flugzeugantriebe und Raketen. Beliebt war damals eine kleinformatige Technikzeitschrift „Hobby“.

Bewältigung der nationalsozialistischen Vergangenheit in Marsberg
Dieser kleine Ort im östlichen Teil des Sauerlandes Niedermarsberg ist in seiner vordergründigen Unscheinbarkeit in zweifacher Weise durch eine ns Vergangenheit geprägt.

Einerseits durch die Kinder-Euthanasie in einer der Provinzialheilstätten, dem sog. Johannesstift, gelegen am damaligen westlichen Ortsausgang der Bundesstrasse 7 (Bredelarer Chaussee), zum anderen durch den Umgang mit den in Niedermarsberg ansässigen Juden und ihrem Eigentum nach 1933. Das will ich hier nicht im Einzelnen beschreiben.

Zu der jüdischen Problematik sind fachkundige Bücher geschrieben, worden, auf die verwiesen werden kann¹:

Ich will hier nur etwas zu meiner damaligen Bewusstseinslage in der unmittelbaren Nachkriegszeit sagen und dazu, wie ich die Bewusstseinslage bei den Freunden und Bekannten meiner Mutter und sonst in der Stadt empfunden habe.

Dazu sind die beiden Themenkomplexe zu trennen.

Die Euthanasie geisterkranker Kinder war wohl bereits während des Krieges in Niedermarsberg bekannt. Einer, der damit wohl befassten Ärzte, Dr. Sengenhoff, wurde hinter vorgehaltener Hand als „Engelchenmacher“ bezeichnet, worunter ich mir damals nichts vorstellen konnte. Meine Eltern kannte ihn und seine Familie und wir waren auch in ihrer Dienstwohnung im Johannesstift mal zu Besuch. Ob meinen Eltern damals schon dessen Verstrickung bekannt war, weiß ich nicht. Denn es muss ja ziemlich Anfang unseres Aufenthaltes dort gewesen sein; später war mein Vater ja eingezogen.

Die Euthanasievorgänge sind in Niedermarsberg im Zusammenhang mit der kriegsbedingten Umfunktionierung des Johannesstifts zum Lazarett möglicherweise jedenfalls während des Krieges weithin in ihrer kriminellen Dimension verdrängt worden.

Der Zusammenhang des Johannesstifts mit größeren reichspolitischen Aspekten ist für mich als Kind erstmalig aufgeblitzt, als ich nach Kriegsende mit anderen Kindern in dem offenstehenden Verwaltungsgebäude des Johannesstifts gewesen sind und wir dort die Schränke und Regale nach „Malpapier“ durchforstet habe. Dabei sind wir dann auf Schriftstücke stießen, die irgendwelche Korrespondenzen mit Regierungsstellen in Berlin und Namenslisten etc. zum Gegenstand hatten, von denen wir auch einige mit noch freien Blättern mitgenommen haben.

Auch in der Nachkriegszeit ist die Euthanasieproblematik, wie auch die Tätigkeit der SS Ärzte in Niedermarsberg weiterhin verdrängt worden. So waren mE nach in den 50er Jahren ehemalige SS Ärzte mangels anderer verfügbarer Ärzte in der Provinzialheilstätte tätig, ohne dass dies an die große Glocke gehängt wurde.

Die SS-Vergangenheit von einzelnen Ärzten war aber wohl bekannt, wurde jedoch eher mit einem gewissen Respekt als despektierlich betrachtet.

Auf die Marsberger NS- Psychiatrie- Problematik soll, wie anfangs erwähnt, hier schon mangels hinreichender fachlicher Befassung damit nicht eingegangen werden. Es sei aber exemplarisch ausdrücklich die Veröffentlichungen des Landschaftsverbandes Westfalen und

¹ Banke, Gudrun, Auf den Spuren der Marsberger Juden, Ein Erinnerungsbuch, Verlag Johann Schulte, Niedermarsberg, 2007.

Klatt, Marlene, Unbequeme Vergangenheit, Antisemitismus, Judenverfolgung und Wiedergutmachung in Westfalen 1925/1965. Verlag Schöningh, Paderborn, 2009 .

der dort angesiedelten Regionalforschung Stelle hingewiesen, die sich über das Internet erschließen lassen. Es deckt mit meiner Beobachtung, dass die konkreten Euthanasievorgänge eigentlich erst Anfang der 1960er Jahren in das allgemeine Bewusstsein gehoben und mit ihrer Aufarbeitung begonnen worden ist, also nachdem ich schon ins Studium abgewandert war

Der andere „braune“ Fleck im Bewusstsein der vieler Marsberg Bürger in der Nachkriegszeit ist der Umgang mit dem Schicksal der zahlreichen jüdischen Familien und deren auf ehrbare Niedermarsberger Bürger übergegangenes Grund- und Unternehmenseigentum.

Im Nachkriegs-Bewusstsein vieler Niedermarsberger Bürger waren zuweilen nicht die jüdischen Mitbürger die eigentlichen bemitleidenswert Betroffenen, sondern eher die jetzt in deren Grund- und Unternehmensbesitz in Frage gestellten Ortansässigen, die nach Kriegsende im Rahmen der Wiedergutmachung durch die Jewish Claim Conference mit aus heutiger Sicht mit wirklich geringen, auch damals durchaus erträglichen Beträgen zur Nachzahlung des Differenzbetrages zwischen einem angemessenen Kaufentgelt und des tatsächlich gezahlten Kaufpreises aufgefordert wurden.

Wie viele Grundeigentümer in Niedermarsberg auf solchen ehemals jüdischen Liegenschaften saßen, ist mir erst nach dem verdienstvollen Buch von Banke deutlich geworden, die karten- und parzellenmäßig den früher in jüdischem Eigentum befindlichen Grundbesitz nachweist. Die meisten Niedermarsberger haben wohl mehr oder weniger stillschweigend, vielleicht mit einem etwas schlechten Gewissen die Nachkriegs-Entschädigungsforderung bezahlt. Aber es hat auch, wie sich aus dem Buch von Klatt ergibt, zahlreiche Entschädigungsprozesse vor dem Landgericht in Arnsberg gegeben, deren Akten noch heute im Staatsarchiv in Münster lagern und dort eingesehen werden können. Aber gerade über diese Prozesse ist wenig in die Öffentlichkeit gedrungen.

Von einem Grundstückseigentümer, den ich hier nicht nennen möchte, ist ganz offen opponiert worden mit dem verbreiteten Standardargument, man habe seiner Zeit die jüdischen Eigentümer angemessen und ausreichend bezahlt und ihnen noch beim Transfer des Geldes ins Ausland geholfen. Als Beispiel wurde immer angeführt, dass ein jüdischer Mitbürger mit dem Geld in der Bäckerei- oder Fleischerei gekauft und damit sein Glück in den USA gemacht habe. Die sorgfältigen Recherchen von Klatt weisen nach, dass es mit dieser behaupteten Angemessenheit der Kaufpreise nicht weit her war.

Der gegen die Entschädigungsforderung opponierenden Grundeigentümer hat schließlich doch nachgegeben und meiner Erinnerung 8000,-DM für das Behaltendürfen seines großen Eckgrundstückes an der Hauptstrasse bezahlt.

Ein Blick auf Karten mit dem jüdischen Grundbesitz vor 1933 und die Bevölkerungsstatistik mit einem im Vergleich zu anderen vergleichbaren westfälischen Gemeinden praktisch doppelt so großen jüdischen Bevölkerungsanteil in Niedermarsberg zeigt ein Phänomen, das mich schon als Schüler in Marsberg beschäftigt hat. Woher rührte dieser zahlenmäßig und wirtschaftlich bedeutsame jüdische Bevölkerungsanteil in dieser kleinen -sauerländischen Stadt. Schon zu meiner Schulzeit sprach man immer davon, dass Niedermarsberg nach Frankfurt den höchsten jüdischen gemeindlichen Bevölkerungsanteil vor 1933 gehabt habe.

Es gab in Niedermarsberg in großen Judenfriedhof und auch eine Synagoge, die im Dritten Reich bis auf den Rohbau zerstört worden war und dann, jedenfalls in der Nachkriegszeit, von einer angrenzenden Schmiede als Eisenlager benutzt wurde. Das Merkwürdige ist, dass dann meiner Erinnerung etwa in den Endfünfziger Jahren der Rohbau ohne vollständigen Abriss? in ein Kino umgebaut wurde, ohne dass irgendeiner in der Stadt oder gar in der

Stadtverwaltung sich etwas dabei gedacht hätte. Das verdeutlicht die in der Stadt noch in den 60er Jahren laufenden Verdrängungsprozesse.

Auch der Judenfriedhof verblieb all die Jahre in den 50ern in dem verfallenen Zustand, in dem er sich bei Ende der NS-Zeit befand. Es war ein mit Mauern und Toren abgeschlossener Bereich. Als Kind bin ich mal über das Tor oder die Mauer geklettert und habe dort die teilweise umgestoßenen Grabsteine mit der Handdarstellung mit den abgespreizten Fingern gesehen, deren Bedeutung ich damals nicht deuten konnte. Bemerkenswerterweise lag der Friedhof auf der Rückseite des sog. Heidenberg, gleich neben dem örtlichen Schlachthof, also anscheinend auch vor der NS-Zeit in einer eher despektierlichen Lage. Auch in der Nachbarschaft von Niedermarsberg befanden sich übrigens durchaus zahlenmäßig beachtliche jüdische Gemeinden, so in Essentho und Padberg, wie ich im Internet gelesen habe, was mir damals aber nicht bekannt war. Die Niedermarsberger jüdische Gemeinde scheint vergleichsweise erst spät entstanden, dann aber letztlich schneller angewachsen zu sein als die jüdischen Gemeinden in der Nachbarschaft.

Hinsichtlich des auffallend starken jüdischen Bevölkerungsanteil in Niedermarsberg sehe u.U: einen Zusammenhang zu dem im angrenzenden Waldeck früher generell geltenden Dauer-Wohnverbot für Juden. Ich habe nämlich in der an Nordrhein-Westfalen angrenzenden waldeckschen Residenzstadt Arolsen mein Abitur gemacht. Dort war in der Hauptstraße ein durch seine besondere Stattlichkeit gegenüber den übrigen Bürgerhäusern sich auszeichnendes Gebäude, das dem sogenannte Stadtjuden gehörte, der dem Fürsten früher als Financier diente. Er durfte als einziger Jude über Nacht in Waldeck bleiben, während alle anderen Juden zur Nacht das Land zu verlassen hatten. Sie mussten sich also jenseits der Landesgrenze niederlassen. Niedermarsberg lag dabei wohl auf einer wichtigen Landverbindung von Arolsen nach Berlin. In dem zum Kur-Kölnischen Herrschaftsbereich gehörenden Niedermarsberg galten hingegen die allgemeinen Regeln für Juden, gegen Zahlung eines Schutzgeldes an den Landesherrn und Bischof dort wohnen zu dürfen. Juden waren als landesherrliche Einnahmequelle insofern durchaus beliebt.

Der örtliche Vieh- und Holzhandel war wohl teilweise in jüdischer Hand, und es gab bis 1933 durchaus eine breitere vermögende jüdische, in die örtliche Gesellschaft weitgehend integrierte Mittelschicht in Niedermarsberg. Bereicherungsreaktionen aus solchen wirtschaftlichen und persönlichen ethnischen Gemengelagen sind spätestens aus den Auflösungswirren des titoschen Jugoslawien als generelles Phänomen bekannt und sollte uns nachgeborene Gutmenschen nicht in ein allzu ungläubiges Erstaunen versetzen, da so etwas im fromm-katholischen Sauerland möglich war.

Bei uneingeschränkter Akzeptanz des den jüdischen Bürgern angetanen Unrechts sehe ich allerdings abgesetzt von unlimitierter Entschädigungsnotwendigkeit bzw. -höhe. Die Problematik hoheitlicher Entschädigung ist jedenfalls im größeren Zusammenhang anderer öffentlich-rechtlichen Entschädigungsmaterien, etwa Amtspflichtverletzung, Enteignung und Aufopferung zusehen; die Zuerkennung unbegrenzter Entschädigungsansprüche würde jedes Staatswesen finanziell in die Knie zwingen, auch wenn das Gutmenschen nicht wahrhaben wollen. Ich bin deshalb auch zurückhaltend, behördliche Bemühungen, Entschädigungszahlungen zu begrenzen, politisch leichthin zu disqualifizieren. Historische und allgemein sozialwissenschaftlich-politische Kompetenz kommt hier an Grenzen, die sich mit Trivialjurisprudenz nicht überwinden lassen.

Gymnasialbesuch und Leben in Niedermarsberg bis zu Abitur 1958

Ich habe in Niedermarsberg 5 Jahre die Volksschule besucht. Ich war ja relativ jung mit 5 Jahren 1944 eingeschult worden. Das Gymnasium habe ich erst am Progymnasium in Niedermarsberg bis zum Einjährigen (Obersekundareife) und noch 3 Jahre bis zum Abitur am Christian Rauch Gymnasium in Arolsen durchlaufen, eigentlich ohne große Schwierigkeiten.

Allerdings wurde es einmal in Arolsen kritisch, weil dort mit Englisch angefangen worden war, während ich mit Latein und dann in Untertertia in Englisch und ein Jahr später mit Französisch angefangen hatte und deshalb Arolsen erheblich Defizite im Englischen aufwies. Eine pädagogisch Rosskur Nachhilfe in Englisch bei dem Sohn meines Englischlehrers, damals Anglistikstudent höheren Semesters (20 Seiten Grammatik komplett beherrschen, 30 Seiten Major Babara englisch lesen und mündlich nacherzählen von Wochenstunde zur nächsten Wochenstunde) bewirkten in erstaunlich kurzer Seite eine merkliche Verbesserung meiner englischen Leistungen. Wenn man die Grammatik praktisch auswendig kann, macht man eben weniger grammatikalische Fehler. Ich war aber nie eine neusprachliche Leuchte und eigentlich eher mathematisch-naturwissenschaftlich interessiert, und natürlich mit dem Vorsprung in Latein dort ein Ass, teilweise besser als der Lateinlehrer, ein ehemaliger HJ Führer, der nach dem Krieg die lateinische Lehrfakultas für Gymnasium erworben hatte. Ich hatte eben auf einem (Pro-Gymnasium alter Schule von Pieke auf Latein gelernt. Außer dass ich bei meiner juristischen Doktorarbeit, zu der auch eine Digestenexegese gehörte, in kürzester Zeit die Digestenstelle übersetzen konnte, habe ich unmittelbar von diesen Lateinkenntnis nichts gehabt. Mittelbar hat es mir ebenso, wie meine in der Schule erworbenen Mathematikkenntnisse einschließlich der damals noch notwendigen exakten Kopf- und schriftlichen Rechenfähigkeiten (es wurde sorgfältig mit Hilfe 6stelliger Logarithmentafeln gerechnet), während meines ganzen beruflichen Lebens durchaus geholfen, Probleme strukturell zu erfassen und mich etwa von vordergründig mathematisch-statistisch argumentierenden Kollegen, etwa an meiner später Raumplanungsfakultät, nicht gleich ins Bockshorn jagen zu lassen. Ich bin kein besonderer Verfechter des Lateinlernens zu Gymnasialbeginn, halte es aber auch nicht für schädlich. Für das Lernen der romanischen Sprache, insbesondere das Zeitungslesen ohne spezifisches Erlernen der Sprache sind Lateinkenntnisse, hilfreich, aber letztlich nicht genügend. Kopfrechnen und Gedichte-Auswendiglernen halte ich für Leute, die später qualifizierte Tätigkeiten ausüben wollen, als intellektuelles Training für wichtiger, als mit nach neuesten pädagogischen Erkenntnissen hinreichend kleinen Schulklassen unterrichtet worden zu sein. Das wird die nach dauerhafter Staatsanstellung drängende Pädagogenschaft sicherlich anders sehen.

Die drängende Wohnungsknappheit nach dem Krieg stellte meine Mutter und mich vor schwierige Probleme, eine passende Wohnung zu finden. Im Haus Rentrop in Hauptstrasse in Niedermarsberg mussten wir wieder ausziehen. Es bestand Eigenbedarf, und es kam deshalb auch zu Zerwürfnissen, bis wir nebenan im Nachbarbaus, im obersten Stock eines Modehauses, das eben auch Wohnraum zur Verfügung stellen musste, zwei Zimmer erhielten. Es waren zwei kleine, durch einen Flur getrennte Räume: eine Küche und ein kleines Wohn/Schlafzimmer, Toilette auf dem Flur, nicht sehr komfortabel, aber insofern für mich nett, weil auf derselben Etage noch eine Familie mit 3 Mädchen in ähnlichem Alter wohnte, mit denen ich spielen konnte, wenn ich nicht hinten in der Schulstrasse und auf dem Schulhof draußen war. Es gelang meiner Mutter dann etwa 1950 in Österstraße 17 eine kleine abgeschlossene Wohnung in einem umgebauten Quertrakt eines wegen Todes des Bauern ungenutzten Bauernhofs zu bekommen, nicht weit vom Marktplatz. Die Wohnung hatte 3 Zimmer, Küche, Bad, dies allerdings ohne Badofen. Dafür wurde ein riesenhafter

Tauchsieder in die Sitzbadewanne gelegt. Alles elektrisch höchst gefährlich, so dass während der Aufheizprozesse niemand ins Bad durfte.

Die Möblierung erleichterte sich insofern, als meine Mutter inzwischen die mehrfach wechselnd in Brandoberndorf, dann bei einer Spedition in Wetzlar untergestellten Möbel aus Dortmund nach Niedermarsberg holen konnte. Es waren dies unser Wohn- und Esszimmer mit Buffet, Kredenz, Bücherschrank, Wohnzimmertisch mit Stühlen, Sessel, Sofa, Couchtisch, Schlafzimmer, sowie Kisten mit Büchern und Porzellan. Das Silber hatten wir bereits früher geholt. Durch die Mehrfachen Transporte waren die Möbel z.T. übel zugerichtet, so dass ein Schreiner sie aufarbeiten musste. Auch war Bett- und Tischwäsche da.

Hinzukam, dass meine Mutter einen großen Schrank-Koffer von einer Tante aus Ostpreußen, „Lotte Lacks“ übernommen hatte, der irgendwie ca. 1947 bei meiner Tante in Braunfels, wohin sie inzwischen von Brandoberndorf umgezogen war, angeliefert worden war. Er enthielt in der wesentlichen Bett- und Tischwäsche.

Mit dieser Tante Lotte hatte es folgendes auf sich: Sie war verheiratet gewesen mit einem Juden, wohl der Sohn eines Rabbiners. Ihren Sohn Peter hatten sie früh genug nach England geschickt. Er hat dort, wie sich später herausgestellt hat, Medizin studiert und war in Cardiff als Arzt tätig. Der jüdische Ehemann ist umgekommen, ob unter den Nazis oder unter der einrückenden Roten Armee, weiß ich nicht. Die Tante Lotte war jedenfalls in die Hände der Roten Armee gefallen, wurde dann aber freigelassen und konnte dann nach dem Krieg zu ihrem Sohn nach Cardiff ausreisen. Seit der Schlussphase ihrer russischen Gefangenschaft gab es Briefkontakte. Vielleicht ist auch darüber ausgelöst worden, das besagter Schrankkoffer an meine Mutter und zwar nach Braunfels transportiert wurde. Der Koffer, der wohl irgendwo in Westdeutschland deponiert gewesen war, musste aufgebrochen werden, weil wir natürlich die Schlüssel nicht hatten und hat jahrelang noch mit den aufgebrochenen Schlössern auf dem Boden herumgestanden. Der Koffer war so groß und schwer, praktisch ein Schiffskoffer, so dass damit gar nichts anzufangen waren. Wir haben ihn irgendwann verschenkt, als Dekorationsstück.

Die „Tante Lotte“ hat dort bis zu ihrem Tode bei ihrem Sohn in Cardiff gelebt und hat uns jahrelang zu Weihnachten für mich aufregende Pakete geschickt, mit Plum-Pudding und grünen Schlipsen für mich. Es hat dann Korrespondenz gegeben, dass wir diesen Schrankkoffer mit Inhalt nach England schicken sollten. Ich denke, dass meine Mutter ein grosses Paket mit den für die „Tante Lotte“ wichtigsten Dingen geschickt hat. Aber wir hatten auch immer noch Bettwäsche mit den eingestickten Initialen LL, also Lotte Lacks. Der Kontakt ist leider in den 50ern abgebrochen, auch zu dem Sohn.

Es gibt dann noch eine Episode zu dem Bruder der Lotte Lacks, der uns unmittelbar nach dem Krieg in Niedermarsberg, damals noch im Hause Rentrop in Niedermarsberg besucht und bei uns gewohnt hat. Er war, meine ich, im Krieg Polizist gewesen und wollte sich irgendwie zu seiner Familie durchschlagen. Als er dann abgereist war, stellt meine Mutter fest, dass Geld bei ihr fehlte. Sie meint, dass er es wohl genommen habe, um weiter zu kommen. Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört.

In die Zeit der Wohnung in der Österstraße fällt der bescheidene Aufstieg in der Nachkriegszeit. Während meine Mutter noch in der Wohnung Henke praktisch von der Hand in den Mund ohne monatliche Einkünfte lebte, hatte sich dann irgend die Pensionszahlung geklärt.

Meine Mutter musste dazu ihren Mann, meinen Vater für Tod erklären lassen, was ihr sehr schwerfiel, weil sie immer noch an eine Rückkehr glaubte. Vor allem in der Nachkriegszeit

hat viele Stellen und Personen angeschrieben, um etwas über das Schicksal ihres Mannes in Erfahrung zu bringen. Das war erfolglos, bis eben auf die oben erwähnte Aussage eines Heimkehrers, der meinen Vater noch Anfang der 50er in Russland im Kriegsgefangenenlager gesehen zu haben glaubte. Das hat die oben erwähnten, für meine Mutter sehr erfreulichen Pensionszahlungskonsequenzen zu Folge, wobei der Pensionszahlungen in den 50er sehr bescheiden waren und keine großen finanziellen Sprünge erlaubten.

Wir konnten uns ein Phillips Radio kaufen und etwa 1953 kurz nach der gewonnenen Fußballweltmeisterschaft sogar einen Fernseher. Niedermarsberg lag allerdings lange Zeit im Tal der Ahnungslosen, weil der Pfarrer der Stiftskirche in Obermarsberg, die auf Niedermarsberg herab-blickt, der Auffassung war, dass ein Sendeturm, der höher als seine Kirche sei, nicht in Betracht komme. Deshalb gab es in Niedermarsberg lange Jahre keine Fernsehversorgung. Es dauerte noch Jahre, bis sich das änderte.

Die Fußballweltmeisterschaft in Bern habe ich noch im Kursaal in Arolsen gesehen, wo ein winzig kleiner Fernseher erhöht auf einem Tisch in dem riesigen Kursaal stand und wir aus weiter Entfernung den Spielverlauf eher ahnen als sehen konnten.

Meine Mutter, wie auch meine Tante führten über Jahre detailliert ein kleines Kontobuch, in das die monatlichen Ausgaben eingetragen und am Monatsende zusammengerechnet wurden, um die Einhaltung des Monatsbudgets zu sichern. Auch meine Tante war sehr knapp, weil nach dem Tode ihres Mannes das Unternehmen Knorrbremse, bei dem er angestellt gewesen war, keine oder nur eine geringe Rente zahlte. Bei dem Phillips Radio erinnere ich mich, daß es in der Anschaffung etwa 300,-DM kostete, die dann monatlich 20,-DM-weise bei dem Radiogeschäft „abgestottert“ wurden.

Die Aufspaltung von katholischen und evangelischen Schülern durch die Konfessionsschul-Einführung führt allerdings nicht dazu, dass ich von meinen meist katholischen Mit-Erstklässlern getrennt wurde, weil meine Mutter mit deren Eltern befreundet war. Deren Väter hatten den Krieg durchweg überlebt.

Der Volksschulbetrieb änderte sich gravierend dadurch, dass zunehmend Flüchtlinge, namentlich aus Schlesien, nach Niedermarsberg kam und deren Kinder die Volksschulklassen füllten. Auch die meiner evangelischen Volksschule. Wie gesagt, wir waren alle nach heutigen Vorstellungen, weit unter der „Armutsgrenze“, das tat der Schulbildung nach meiner Erinnerung keinen Abbruch. Aber wir hatten damals einen 5-jährigen Volksschulvorlauf, bevor es zum Gymnasium ging. Meine Mutter war der Auffassung, es sei besser 5, als nur 4 Jahre zur Volksschule zu gehen, um dann das Gymnasium problemlos durchlaufen zu können. Sie hatte sich da auch bei Lehrern erkundigt, und sie hatte recht. Trotz der prekären Lage der Mitschüler mit „Evakuierungs- oder Flüchtlingshintergrund“ im heutigen politischen Sprachgebrauch waren wir „Evakuierte“ und „Flüchtlinge“ durchweg der Auffassung, dass wir wohl lernwilliger- und -fähiger als die einheimischen Schüler seien, und das wurde dann letztlich auch durch die Aufnahmeprüfungen bestätigt, die ein Volksschüler damals noch ablegen musste, um ins Gymnasium aufgenommen zu werden. Dazu musste man rechnen und schreiben können, möglichst fehlerlos.

An ein Intelligenzfrage erinnere ich mich noch: In einer Flasche vermehren sich Bakterium in jeder Minute um das Doppelte. In der 59. Minute ist sie halb voll.

Wann ist sie voll? Das u.a. richtig beantworten zu können, befähigte einen nach Auffassung der Gymnasiallehrer damals, aufgenommen zu werden. Der soziale Status spielte damals bei der Aufnahme eigentlich keine Rolle. Auch später nicht. Wer in Latein nicht mitkam, dem nutzte auch nichts, dass der Vater Sparkassendirektor war. Insgesamt wurde in der Gymnasialzeit doch ziemlich gesiebt: Von ca. 32 Sextanern blieben bis zum Einjährigen

vielleicht noch 12 Schüler übrig. Bezüglich der Prognosefähigkeit der Lehrer hinsichtlich der Gymnasialeignung im Rahmen der Aufnahmeprüfung und der jährlichen Versetzungszeugnisse hege ich allerdings größte Skepsis. Viele Lehrer leiden wohl an einer maßlosen Selbstüberschätzung insoweit. Ich habe jedenfalls für meine spätere Hochschullehrerprüfertätigkeit daraus gelernt, dass die zu bewertende Leistung des Prüflings nur begrenzt etwas über seine Studieneignung und noch weniger über den Studienerfolg insgesamt und erst recht nichts für seine Bewährung im Leben aussagt. Namentlich bei den Versetzungsentscheidungen sind den Gymnasiallehrern, auch später in während der gymnasialen Oberstufenzeit in Arolsen, wenn auch dort in wesentlich geringerem Umfang, gravierende Fehleinschätzungen unterlaufen. Schlagender Beweis dafür sind Schülerkarrieren, die nach einem Schulwechsel dann unproblematisch zum Abitur geführt haben, aber auch überzeugende berufliche Laufbahnen, die Schüler nach ihrem Schulabgang hingelegt haben. In der Gymnasialzeit sind einige hochbegabte Schüler damals abgegangen, weil ihrer Eltern bzw. ihr durch Kriegseinwirkung alleinstehenden Mütter sich auf eine lange Schulzeit nicht einlassen wollten und konnten, deshalb eine qualifizierte Lehre, etwa als Rechtsanwaltsgehilfe, aufgenommen wurde. Daneben gab es natürlich auch viele Mitschüler, deren intellektuelle Fähigkeiten und Fleiß offensichtlich für die gewählte Schulform unzureichend und deren Ausscheiden damit unausweichlich war.

Das Nachhilfewesen spielte damals keine große Rolle. Auf der Oberstufe habe ich Schülern Nachhilfe gegeben, u.a. einem, der durch einen schweren Autounfall lange ausgefallen und deshalb aufzuholen hatte. In einem anderen Falle habe einem befreundeten Mitschüler zwei Klassen unter mir unentgeltlich Nachhilfe gegeben, wobei ich feststellen musste, dass Gratis-Unterricht offensichtlich nicht besonders wertgeschätzt wird, während Nachhilfeschüler, deren Eltern dafür zahlen, offensichtlich daraus eine Motivation entwickeln, etwas von dem Unterricht abzubringen.

Immerhin wirft der starke jährliche Schülerschwund in den vielen Jahren meiner Gymnasialschulzeit viele Fragen auf, ob nicht ein Reihe von Lehrern mit den zutreffenden Bildungs- und Prüfungsentscheidung weniger fachlich, aber doch von ihrer Persönlichkeitsstruktur überfordert waren, wenn sie sich zum Schuljahresabschluss mit ihren Kollegen auf einzelne Schüler eingeschossen haben, um sie in Einklang mit den behördlichen Versetzungsregeln sitzen lassen zu können.

Insofern ich die jedenfalls in NRW geltende Regelung, dass die Schulaufsichtsbehörde fehlerhafte, höchstpersönliche Lehrer- Prüfungs-entscheidungen, die nach Prüfungsrecht eigentlich nicht ohne weiteres substituierbar sind, ersetzen können, als Gegengewicht sehr angebracht. Als langjähriger Vorsitzender des Prüfungsausschusses an der Fakultät Raumplanung habe später viel mit der Überprüfbarkeit von Prüfungsentscheidungen zu tun gehabt und weiß um die Schwierigkeit des Ausgleichs zwischen defizitärem Prüfer- und Prüflingsverhalten. Ein weites Feld.

In die Schulzeit fällt natürlich nicht nur der Schulbesuch, sondern auch die Freizeit und deren Gestaltung. Ich bin leider nicht sehr sportlich, habe aber lange Jahre schlecht und recht Tennis gespielt. Das war ein wichtiger gesellschaftlicher Anknüpfungspunkt. Ich war im Tennisverein. Wir spielten auf dem Tennisplatz an der Villa Linde am Waldesrand am Bielstein; später gab es Tennisplätze an den Diemel Bleichen. Das Interessanteste waren die Turniere in der Umgebung, in

Brilon, Arnsberg, Neheim-Hüsten, Warburg. Ich wurde zwar meist nur als Schiedsrichter mitgenommen, zuweilen trotz meines schlechten Spiels auch als Turnierspieler. In den Ferien in den 50er Jahren bei meiner Tante in Braunfels habe einige Jahre auf dem herrlich gelegenen Tennisplatz unterhalb des Schlosses gespielt. Ich habe aber

im Tennisspiel nie eine persönliche Erfüllung gefunden und auch als Student nicht weitergespielt.

Das Hauptplaisir für uns Jugendliche in den 50er Jahren am Wochenende war der Kneipenbesuch insbesondere einer Gaststätte, die in Niedermarsberg als die „Hölle“ bekannt war. Inhaber war der „Höllenvirt“, der alleinstehend war, aber in der aber eine resolute propere Frau, die Mutter eines Freundes, dessen Vater im Krieg gefallen war, in Küche und Gaststätte das Regiment führte. Es war trotz der volkstümlichen Bezeichnung als die „Hölle“ eine Gaststätte, in der keineswegs etwas Anstößiges passierte, außer dass dort derbe getrunken wurde, meist Bier, wobei ein kleines Bier (0,2 l) damals 0,35 DM kostete. Ich selber war nicht besonders trinkfest und hatte bei 8-10 Bier dann schon eher Schwierigkeiten ruhig einzuschlafen. Meine Freunde konnte teilweise wesentlich mehr konsumieren. Es gab aber eigentlich nicht so etwas wie das heutige Koma Saufen. Es wurden im Runden an der Theke gegeben und dann summierte sich die Biermenge im Laufe des Abends eben auf. Später im Studium galt ich dann als besonderes trinkfest, was dann wohl an dem früheren sauerländer Training lag.

Niedermarsberg hat eine Festtradition, die auf dieser Linie lag, nämlich das alljährliche Schützenfest im Sommer, das traditionell mit Freibier verbunden war. Man zahlte einen bestimmten Eintrittspreis in das Schützenhaus am Heidenberg und konnte dann drinnen 3Tage lang, solange dauerte das Fest, soviel Bier trinken, wie man wollte. Das allein war natürlich bereits ein hinreiche Basis für ausgedehntes Besaufen. Das wurde noch dadurch verschlimmert, dass im Gegensatz zu der egalitären Ideologie, die hinter dem Freibier-Brauch stehen sollte, die eben doch bestehenden gesellschaftlichen Verpflichtung, Freund oder Bekannten einladen zu wollen, dazu führte, dass ständig Schnaps-Runden geworfen wurden, die zusammen mit dem Biergenuss die Trunkenheit exzessiv werden ließ. Ich hatte damit wenig im Sinn, einmal weil ich ungern volltrunken war, aber auch weil ich angesichts meiner knappen Studentenkasse das hohe Schützenfest –Eintrittspreis eher scheute.

Jedenfalls war ich einmal da, als meine ehemaligen Tanzstundenpartnerin Mechtild Menke und ein ehemaliger Mitschüler Gerhard Schneider, scherzhaft „Meckie Schneider“ genannt. Schützenpaar waren; im Studium bin ich zu dem Fest später nie mehr gekommen.

Ein wichtiges Vergnügungs- Etablissement war ferner das Café Gerlach in der Trift, in dessen Hinterhof eben früher einmal mein NSV Kindergarten gewesen war. Während des Krieges war in dem Gebäudekomplex meiner Erinnerung im Wesentlichen nach einem Kolonialwarengeschäft. In einem kleinen Querbau war ein Eis Kiosk, wo ich als Kind ein Eis für 10 Pfennig bekam. In der Nachkriegszeit hatte sich das Kolonialgeschäft vergrößert. Die Inhaberin Frau Gerlach war eine sprichwörtlich dicke Frau, die augenscheinlich dort das Regiment führt; ihr Mann war eher im Geschäftsablauf tätig. Sie hatten ein gemeinsamen Sohn, wenn ich mich recht erinnere mit Namen August, der ein Kochlehre in der Nachkriegszeit gemacht hatte und auch in der Welt gewesen war, dann aber kurz vor oder nach dem Tode seiner Eltern in den 50er Jahren nach Niedermarsberg zurückkehrte und sehr agil das Geschäft umkremelte. Es wurde umgebaut. Jedenfalls war im Ergebnis auf der linken Gebäudeseite das Kolonialwarengeschäft und auf der rechten Seite besagtes Café Gerlach mit eine Treppe zu weiteren Café-Räumen im 1. Stock und dort spielt am Wochenende „Ramona“ mit schmalziger Musik auf. Dort trafen wir uns dann, nachdem wir uns woanders bereits auf die Nase gegossen hatten. Bier war dort nur als „Herrengedeck“ zu haben; ansonsten wurde Wein und Sekt getrunken, wobei wir ein Sohn eines örtlichen Holzhändler uns armen Pennälern zuweilen freigiebig eine Flasche Sekt ausgab, der sich erfahrungsgemäß allerdings vielfach nicht mit dem zuvor getrunkenen Bier vertrug. Es ging

auch im Café Gerlach eigentlich mehr ums Trinken, als um Mädchen, zuweilen natürlich aber auch darum.

Zusammenfassender Rückblick auf die Marsberger Zeit 1943-1978

Die Stadt Niedermarsberg hat in meiner Erinnerung eigentlich nur recht begrenzt mit dem heutigen Erscheinungsbild der Stadt zu tun. Ich bin 1943 dorthin gekommen und bis nach dem Abitur 1958 dort gewesen, dann aber, von wenigen kurzen Aufenthalten während meines Studiums bis zum Wegzug meiner Mutter nach Dortmund 1963 abgesehen, nur noch sehr sporadisch dorthin zurückgekommen.

Bis zum Ende des 2. Weltkriegs und in den ersten Nachkriegsjahren sah die Stadt eigentlich eher, wie bereits in den 30er Jahren aus, als dass sie dem heutigen Stadtbild ähneln würde. Jedenfalls, wenn ich die Sammlung alter Postkarten durchsehe, die von der Buchdruckerei Schulte in den 60ern veröffentlicht wurde, dann decken sich diese Bilder weitgehend mit meiner Erinnerung.

Im Rückblick auf die Kriegs- und unmittelbare Nachkriegszeit hat sich die Arisierung des ehemals jüdischen Grundbesitzes für viele in Marsberg aktive Grundeigentümer und Gewerbetreibenden eigentlich als sehr profitabel erwiesen. Das wurde nicht laut angesprochen, und man hat den wirtschaftlichen Erfolg lieber der eigenen Tüchtigkeit zugeschrieben.

Die unmittelbare Nachkriegszeit war eigentlich durch eine sichtbare Prosperität in Niedermarsberg gekennzeichnet, die allerdings seit Beginn der 50er Jahre teilweise mit einem erheblichen Strukturwandel konfrontiert wurde, die die wirtschaftliche Tragfähigkeit etwa der vielen Hotels, Restaurant und Cafés, aber auch des kleinteiligen Handel mit Lebensmitteln und Konfektion, sowie die Holzunternehmen zunehmend in Frage stellte. Nicht jeder Arisierungsgewinn hat sich über die Zeiten bringen lassen. Positiv hat sich der Erwerb ehemals jüdischen Grundbesitzes eher von den selbständigen Dienstleistern, wie Ärzten, Anwälten, Maklern und Neu-Unternehmern als Basis für einen dauerhaften Broterwerb ummünzen lassen. Die Abfindungsleistung an den Jewish Claim waren insofern durchweg wohl eher „Peanuts“.

Die Stadt Niedermarsberg dürfte per Saldo durch die Kriegsjahre und später die Nachkriegszeit eher Vor- als Nachteile gehabt haben.

Durch die geographische Randlage zum Ruhrgebiet und anderen Verdichtungsräumen boten Niedermarsberg und Umgebung hervorragenden Schutz und Sicherheit. Nicht ohne Grund haben Industrielle etwa von VW (Nordhoff) und von Hösch in Dortmund Refugien im Raum Marsberg gesucht und den Neuanfang nach dem Krieg von dort aus in Angriff genommen.

Ein erhebliches Potential für den Nachkriegs-Wiederaufstieg waren wohl auch die als Lazarett umfunktionierten Landesheilanstalten, deren entlassene Patienten, unter ihnen viele ehemalige Wehrmachtsoffiziere, einen beruflichen Neuanfang in Angriff nahmen. Nicht zuletzt das Potential der Flüchtlinge, unter denen viele hochaktive Unternehmer waren, die alsbald reüssierten, so erinnere ich mich an einen Strickkonfektionsunternehmer, der in der Paulinenstraße im Gebäude des Sauerländer Bankvereins alsbald residierten und an einen sehr umtriebigen

Schlesischen Metzger, der in einem winzigen Ladengeschäft an der Glinde eine Metzgerei betrieb, in der dann bald alle Flüchtlinge kauften. Und dann eben auch die evakuierten Akademiker (Ärzte, Anwälte, Ingenieure, Naturwissenschaftler), die eine Nachkriegsexistenz aufbauen wollten.

Die Stadtentwicklung hielt sich im Rückblickzeitraum eigentlich eher in Grenzen. Weit draußen vor der Stadt, hinter der Ziegelei, wurde das Renufer besiedelt. So hoffte man die hinzugekommenen Flüchtlinge auf Distanz zu halten.

Das einzige größere innerstädtisch Bauvorhaben war der Abbruch des Rathauses an der Diemel und der alten Diemel Brücke, nicht ohne diese kurz zu vor noch mit Sprengkammern für eine schnelle Sprengmöglichkeit ausgestattet zu haben. Das hat mich als Schüler damals doch sehr erstaunt, so kurz nach dem Kriegsende. Aber es war halt kalter Krieg, und bei Warburg wurde Anfang der 50er Jahre die sonst erbärmliche B7 bereits autobahnmäßig, mit

demontierbarer Mittelstreifenbegrenzung als Flugzeuglandeplatz für den Kriegsfall ausgebaut. Ansonst lag Niedermarsberg verkehrstechnisch am Ende Welt: Es gab zwar noch die zweigleisig ausgebaute Bahnstrecke Schwerte-Warburg-Kassel, aber die B7 war eine völlig unzulängliche Verbindung etwa zum Ruhrgebiet. Auch die Fahrt nach Paderborn war kompliziert. Ein Wandel kam erst später mit dem Ausbau der Autobahn Ruhrgebiet-Kassel unter Durchschneidung des bis dahin ungeteilten Harderhausener Waldes. Diese Autobahn durchläuft Gebiete, die ich in meiner Jugend nie zu Gesichte bekommen habe, und die kommunale Neuordnung in den 70er Jahren hat dazu geführt, dass sich auch die Ortsnamen zT doch sehr geändert haben, so dass sich heute, wenn ich mit dem Auto nach Kassel fahre, in keiner Weise daran erinnert werden, dass ich in dieser Gegend meine Jugendtage verlebt habe.

Auch die innerstädtische Veränderung der Hausfassaden und der Gebäudestrukturen hat, erst später in den 70er Jahren eingesetzt. Punktweise habe aber insbesondere etwa den Hotel-Gebäuden Nutzungsänderungen bereits abgezeichnet. Auch die Verlagerung des St. Marien Krankenhauses ist erst später erfolgt. Auch im Zuge der Ortsdurchfahrt der B7 hat sich nur zögernd etwas verändert. Auch waren damals noch die großen Sägewerke in Funktion. Die Ausweisung der umfangreichen neuen Wohngebiete und deren Erstellung habe ich nicht mehr in eigener Anschauung erlebt.

Ebenfalls den weitreichenden Schulausbau in Niedermarsberg habe ich nicht mehr mit erlebt, weder die Eröffnung des Gymnasiums, noch das Neue Schulzentrum auf den Biederbeckschen Gärten und Wiesen, die ich noch als bestellten Bauerngarten am Bauernhaus, als Wiesen und als Teich, im Winter als Schlittschuhteich, in Erinnerung habe.

Erlebt habe ich allerdings noch die Eröffnung der Evangelischen Schule am Beginn der Trift, wo ich für kurze Zeit auch noch zu Schule gegangen bin. Miterlebt habe ich auch noch den Umbau der Ruine der bis dahin als Eisenlager für die benachbarte Schmiede genutzten Synagoge in ein Kino, der ebenso wie die vorangegangene Lagernutzung in Niedermarsberg von der Stadtverwaltung und der Bevölkerung (einschließlich meiner selbst) in keineswegs als sonderlich anstößig oder auch nur Hinterfragens wert empfunden wurde. Inzwischen ist immerhin gegenüber an der Glinde-Mauerbrüstung eine Erinnerungstafel angebracht worden. Prägend für meine Erinnerung an Marsberg ist der Diemel-Fluss, also die Diemel und im gewissem Umfang auch ihr kleiner Nebenfluss, die Glinde. Bereits als Kind in den 40er Jahren war an der Diemel das Flussbad (hinter dem Café Gerlach) mit der Stauwehr, mit dem Vorsicht geboten war.

Jenseits der Diemel Brücke waren dann die Bleichen, wo wir gelegentlich die Wäsche zum Bleichen auslegten und mit Diemel Wasser besprengten. Später waren dort die Tennisplätze. Allgemein gefürchtet war während des Krieges, daß die Staumauer der Diemel Talsperre von den Alliierten, wie die Möhne Talsperre, zerstört werden und der Wasserschwall die Stadt zerstören könnte. Gott sei Dank sind wir davor bewahrt worden.

Mehrere größere Überschwemmungen habe ich in Erinnerung, teils der Diemel, aber auch der Glinde, die eigentlich ein Rinnsal zu sein scheint, aber gewaltig anschwellen kann, wie die Bilder in den Schulteschen Postkartenbuch zeigen. Ich hatte immer den Vergleich mit dem Wohnort meiner Großeltern, Braunfels an der Lahn, einer kleinen Fürstenresidenz, und dabei den Eindruck, dass Marsberg als ländlich geprägte Gemeinde mit vielen benachbarten Amtsgemeinden die Nachkriegszeit zügiger und effizienter bewältigt hat, dann aber Ende der 50er Jahre für ein Jahrzehnt oder länger in eine gewisse Stagnationsphase gerutscht, aus der sich die Stadt dann, etwa infolge der neuen Autobahnanbindung und etwa plötzlich in Blickfeld rückender peripherer Lagevorteile wieder erholen konnte. Deutlich ist für mich auch, dass die junge Nachkriegsgeneration etwa meines Alters zunehmend wirtschaftliche Aktivitäten entwickelt hat, was in der unmittelbaren Nachkriegszeit eher bei den „hängengebliebenen“ Evakuierten und den aktiveren Flüchtlingen der Fall war.

Das ist aber eine eher vordergründig persönliche Einschätzung.

Bis zur kommunalen Neugliederung in den 70er Jahren war Niedermarsberg und die umliegenden Orte zu einem Amt zusammengefasst, wobei die Amtsverwaltung in Niedermarsberg saß. Wenn in dem heutigen (2020) Wikipedia-Artikel betont wird, es seien

durch die kommunale Neuordnung bis dahin selbständige Gemeinden zusammengefasst worden, so mag das in juristischem Sinne zutreffend sein, aber es waren eben teilweise doch recht kleine „Zwerggemeinden“ ohne eigene leistungsfähige Verwaltungseinrichtungen, wenn auch durchaus mit einer örtlichen Individualität.

Jedenfalls ist nach meinem Abschied von Niedermarsberg noch ein gewaltiger wirtschaftlicher Strukturwandel über die Stadt hinweggegangen, dessen Spuren unübersehbar sind, so dass mir das heutige Stadtbild weitgehend unvertraut ist, während ich in Fotos aus den 30er und 40er Jahren meine Erinnerung bestätigt sehe.

Interessant finde ich, dass nach der kommunalen Neuordnung in NRW und in Hessen in den 1970er Jahren, insbesondere dort mit Etablierung der Diemelstadt als kommunale Nachfolgeeinheit insbesondere von Rohden, Wrexen und Scherfede zusammen mit der Autobahnschneise durch den Hardehausener Wald der gesamte Marsberger Raum ein völlig andere regionale Dimension erhalten hat, die auch mit der erweiterten Kfz-Mobilität in Zusammenhang steht, so die heutige räumliche Wahrnehmung bei einer Autofahrt in der Marsberger Umgebung ebenfalls mit meinen Nachkriegsvorstellungen von der Marsberger Region kaum noch übereinstimmt, obwohl ich durch meinen Schulbesuch in Arolsen am Christian-Rauch-Gymnasium in Verfolg meiner Progymnasiums Zeit in Niedermarsberg ebenfalls schon den ehemals noch einseitig westfälisch regional ausgerichteten Raum verlassen hatte. Grund war damals, dass Arolsen und das dortige Gymnasium eher protestantisch ausgerichtet war, als das Griechisch-Gymnasium in Warburg und das Petrinum in Brilon, was nicht hinderte, dass wir Gymnasiasten über die Schul- und Religionsgrenzen hinweg durchaus engen Kontakt pflegten. Mit Interesse habe ich kürzlich (2020) eine Karte über den Einzugsbereich des „Diemelboten“ gesehen, der mE genau den Zuschnitt der heutige Wirtschaftsregion Marsberg wiedergibt und sich etwa gegenüber dem Briloner Raum und den westlichen Teilen des Hochsauerlandkreise durchaus abgrenzt.

In dem Wikipedia-Artikel über Marsberg fällt auf, dass er sich in vielen geologischen und siedlungsgeschichtlichen Details verliert, aber über die Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit ziemlich vage und ungenau ist.

Ungenau finde ich die Schilderung der Bombardierung von Marsberg gegen Kriegsende. Sie war meiner Erinnerung nach nicht sehr gravierend, und an eine dadurch - von dem Kriegsend- Wirren abgesehen- ausgelösten Bahnliniensperrung kann ich mich nicht erinnern. In dem Wikipedia-Artikel zu Giershagen ist aber zutreffend die Bombardierung in Bredelar referiert. Der Marsberger Judenproblematik müsste mE etwas eingehender dadurch Rechnung getragen werden, dass die Bücher von Banke und Klatt als Grundlagenliteratur in dem Wikipedia-Artikel über Marsberg aufgeführt und zusammenfassend über deren Forschungsergebnisse referiert wird.

Des Weiteren sollte angesichts der Bedeutung, die die LWL Kliniken regional und auch wirtschaftliche speziell für die Marsberg haben und hatten, Grundlagenliteratur zitiert und angemessen referiert werden

Das ist aus meiner Sicht eine Aufgabe der Stadt(Verwaltung), nicht die von Heimatvereinen.

Kriegs- und Nachkriegszeit bei Großeltern und Tante

Kriegs- und Nachkriegsaufenthalte in Brandoberndorf

Mein Vater war, wie bereits erwähnt, in Rumänien vermisst. Meine Großeltern hatten den Krieg zwar bei Ihrer Tochter in Brandoberndorf überlebt, aber ihr Haus und ihre Wohnung in der Friedrichstasse 40 in Hanau und mein Großvater sein Geschäft verloren. Dann war noch mein Onkel Fritz in den letzten Kriegstagen bei einem Bombenangriff zu Tode gekommen. Seine Mutter, die „Mutter Kuntze, bei Kriegende ebenfalls in Brandoberndorf wohnend, hatte sich auf diese Nachricht das Leben genommen und wurde auf dem Friedhof in Brandoberndorf begraben. Ihr Grab wurde aber in den 80er Jahren eingeebnet. Damit fehlte

bei Kriegsende uns allen die wirtschaftlichen Einkünfte, und wir lebten vom Vermögenbestand

Meine Tante Maria war mit Dr. Fritz Hoppe verheiratet, dessen Mutter („Mutter Kuntze“) in zweiter oder dritter Ehe mit einem Kuntze verheiratet war, der in der Zeit von vor dem 1. Weltkrieg bis ca. 1934 die Saalburg-Restaurations in Bad Homburg mit seiner Frau bewirtschaftet hat. Meine Tante und ihr Mann waren beide 1901 geboren. Ihr Mann ist am 18.4.1945 bei einem Fliegerangriff in Straubing zu Tode gekommen

Der Tod meines Onkels in den letzten Kriegstagen war in besonderer Weise tragisch. Er hat mit seiner Führungsposition in der Lederfabrik in Brandoberndorf seit 1933 dem Nationalsozialismus zugeneigt. Die Lederfabrik war Anfang des 30er Jahre abgebrannt und war dann wiederaufgebaut worden.

Obwohl bezogen etwa auf den Großraum Frankfurt peripher gelegen, war die Lage von Brandoberndorf durchaus verkehrsgünstig an der Bahnlinie Wetzlar, Grävenwiesbach, Usingen gelegen und wohl auch rohstoff-nah, weil in der Umgegend Eichenwälder für die Gewinnung von Gerberlohe waren. Der Wiederaufbau erfolgte für die 30er Jahre fortschrittlich mit Sozialräumen für die Belegschaft. Die Dokumentation über den Brand-schaden und den Wiederaufbau habe ich an die Gemeinde Waldsolms abgegeben, wo sie archiviert wird.

Mein Onkel hat als Vertreter der DAF (Deutschen Arbeitsfront) an den Parteitag in Nürnberg teilgenommen, zwar nicht in irgendeiner Uniform, wohl aber in einem dunkelblauen einreihigen Anzug, der für diese Teilnahme wohl die allgemeine Dienstkleidung für Führungskader war. Ich weiß das deshalb alles so genau, weil dieser Anzug ca. 1953 für mich als Konfirmationsanzug umgeändert wurde. Für einen neuen Anzug war damals kein Geld da.

Als kriegsunabkömmliche Führungsperson brauchte mein Onkel nicht in den Krieg an eine der Fronten, sondern saß in dem ziemlich sicheren Brandoberndorf, von vielen dieserhalb beneidet. Gegen Kriegsende wurde er dann doch noch bei der Luftwaffe aktiviert, allerdings an der Heimfront, auch dort ziemlich sicher. In diesem Zusammenhang war er in Süddeutschland mit einem Militärfahrzeug unterwegs und fuhr gerade durch Straubing, als es Bombenalarm gab. Mit dem ihn begleitenden Feldwebel wurde überlegt, was zu tun sei, und man beschloss sich zu einem großen Werk dort zu geben, wo man sichere Luftschutzkeller vermutete. Leider war gerade dieses Werk Ziel der Bombenangriff, und mein Onkel wurde Opfer einer Luftmine, deren Wirkung auch der Bombenschutzraum nicht abhalten konnte. Er wurde mit vielen anderen Opfern in Straubing begraben. Jahre später ließ meine Tante sein sterblichen Überreste nach Brandoberndorf auf den Friedhof überführen. Auch dieses Grab ist inzwischen eingeebnet.

Nach seinem Tode in den letzten Kriegstagen lebte meine Tante zunächst weiter in der Direktorenhaus gegenüber über der Lederfabrik in Brandoberndorf. Dies lag am Ortsrand, aber in unmittelbarer Nähe der Eisenbahnlinie in einem weitgestreckten Tal. Jenseits der Talwiesen waren weite Wälder, wohl insbesondere Eichwälder, in denen auch die Gerbstoffe für die Ledergerbung gewonnen wurden.

Das Direktorenhaus war genauer gesagt ein Doppelhaus; in der anderen, kleineren und bescheideneren Hälfte wohnte der Werkmeister Adam. Das Gebäude war im Landhausstil gebaut. Der Direktorenteil war komfortabel, aber nach heutigen Maßstäben nicht übermäßig groß: im Parterre eine Küche, Wohn- und Esszimmer und eine große Terrasse, alles in einem Hochparterre. Die Terrasse überschaute eine großen, vielleicht knapp 30 langen und 15m breiten Garten und blickte auf den Eingang zu den Büroräumen im Fabrikgebäude im

Seitenflügel. Mein Onkel brauchte also nur durch den Garten an seinen Schreibtisch zu gehen.

Die Wohnung war im Stil der 20er Jahre möbliert mit eher kleinen Möbeln im Werkhausstil, das Herrenzimmer mit kleinen individuellen jugenstiligen Sesseln, und es gab ein großes Siemens-Radio mit Radioschrank und vielen Schellackplatten, die mit einer Stahlnadel abgehört wurden. Das Leben spielte sich im Sommer insbesondere auf der großen Terrasse ab, die unmittelbar an die Küche grenzte. Es gab als besondere Attraktion damals bereits ein elektrischer Eisschrank, dessen Motor einen Heidenlärm macht, wenn er lief.

Und es gab zu meiner Freude eine netten, aber völlig unerzogenen Foxterrier namens Boy.

Wir, das heißt meine Großeltern und meine Mutter und ich, sind gegen Kriegsende jedenfalls unter dem Eindruck der zunehmenden Bombenangriffe, aber jedenfalls vor dem großen Angriff auf Hanau, von dort nach Brandoberndorf in das Haus meiner Tante gekommen

Leider haben meine Großeltern nicht, wie meine Tante –ihre Tochter ihnen angeraten hatte, die wertvollsten Dings ihres Hausstandes in Hanau nach Brandoberndorf ausgelagert, sondern lediglich einige Schmuckstücke mitgenommen. So war nach dem Angriff in Hanau und der Zerstörung ihres Hauses, bis auf einige wenige Dinge, wie etwa ein wertvolles Meißner Service mit großem Tafelaufsatz und Leuchtern, fast alles verloren.

Zum Kriegsende waren meine Mutter und ich allerdings dann wieder in Marsberg und haben das Kriegsende dort erlebt. Nach dem Krieg sind wir jedoch, wohl auch wegen unserer schlechten finanziellen Lage nach Brandoberndorf besuchsweise, aber doch für eine längere Zeit zurückgekommen. Jedenfalls er innere ich mich, daß ich zeitweilig in Brandoberndorf zur Volksschule gegangen bin und jeden Tag einen ziemlich langen Schulweg ins Dorfzentrum zurücklegen musste. Manchmal wurde ich mit dem Fahrrad abgeholt und durfte auf den Pedalen stehen, während meine Tante oder meine Mutter das Fahrrad schoben.

Den Schulbesuch habe ich nach dem Fortzug nach Braunfels dort noch für einige Zeit fortgesetzt. Das Problem war, dass die Schüler dort im Rechenunterricht schon wesentlich weiter waren, nämlich das 1x1 bis 10 schon einigermaßen beherrschten. Das hat mir dann meine Mutter in Braunfels zu Hause beibringen müssen. In Rechnen war ich aber immer gut, und deshalb war das kein Problem.

Das Leben in dem Direktorenhaus in Brandoberndorf war allerdings nach Kriegsende kein besonderes Vergnügen. Der in dem Nachbarhaus wohnende Werkmeister wurde von freigekommenen Fremdarbeitern, ob aus der Gerberei oder anderen Betrieben in der Gegend, ist ungeklärt, erschossen. Meine Tante wurde in ihrem Haus nachts von Räubern, wohl auch aus der Fremdarbeiter Scene, bedroht und musste ihnen ihren ganzen Schmuck aushändigen. Durch das Anspringen des lauten Eisschranks wurden die Einbrecher allerdings so irritiert, dass sie Hals über Kopf das Haus verließen und dabei einen Teil des zusammengerafften Schmucks liegen ließen.

Wohnungswechsel von Brandoberndorf nach Braunfels

Nach dem Tod meines Onkels musste meine Tante das Direktorenhaus in unmittelbarer Fabriknähe in Brandoberndorf räumen, da es dann von dem 1. Direktor, der den Krieg unbeschadet überlebt hatte, bezogen werden sollte, um fabriknah die Gerberei zu leiten. Er hatte bis dahin im zweiten Direktorenhaus der Fa, Knorrbremse in Braunfels/Lahn gewohnt. Das Haus dort wurde damit frei, und meine Tante konnte darin einziehen Das war keineswegs sehr nachteilhaft für meine Tante. Braunfels war als Wohnort eigentlich attraktiver als das kleine Dorf Brandoberndorf, und das Haus war durchaus komfortabel und

sehr schön gelegen „Auf der Heu“, also auf der Höhe, in der Winterburgerstr.251. Es war ein im Schwarzwaldstil gehaltenes Gebäude mit hölzerner Dachverkleidung und hölzerner Veranda und einem riesengroßen sicher 2500qm parkartigen Garten und einer in den Felsen gehauenen Garage, auf einer Anhöhe gegenüber dem Braunfelser Schloss gelegen.

Angesichts der Wohnungsnot wohnte sie allerdings keineswegs allein darin, Sie bewohnte mit ihren Eltern allerdings die komfortabelsten Zimmer im 1. Stock und hatte im Tiefparterre eine ebenerdig gelegene Küche. Im Laufe der Zeit musste sie jedoch kleiner setzen, weil sie bis dahin genutzte Räume die Mitmieter, Verwandte des ausgezogenen Direktors und an eine eingewiesene Egerländer Flüchtlingsfamilie abtreten musste, die sie auch nicht zurückerhielt, als später die Egerländer Familie wieder auszog. Diese hatte ein Haudererer Geschäft mit Taxi und Lastwagentransport eröffnet und selbst ein Einfamilienhaus gebaut; später übernahm sie dann Gaststätte und Hotel Himmelreich.

Im Souterrain des Hauses war die Küche mit einem mechanischen Speiseaufzug in den 1. Stock, wo früher das Esszimmer gewesen war. Neben der Küche war ein rot-plattiertes ebenfalls ebenerdiges Zimmer, das bei dem alten Direktor als „Eisenbahnzimmer“ gedient hatte für den Aufbau seiner Märklin Modelleisenbahn, die ich allerdings nie gesehen habe. Allerdings funktionierte im Haus die Heizung nicht; es hätte aber wohl auch in der Nachkriegszeit gar keinen Koks gegeben. Es musste also mit Öfen geheizt werden.

Geheizt wurde mit Holz und zwar wurden Buchenstämme angeliefert. Es kam dann eine fahrbare, Benzinmotor- getriebene Holzschneidemaschine, die die Stämme in Blöcke schnitt, die dann mit der Axt gespalten werden mussten. Dann wurde das Holz in einem Holzschuppen gelagert.

In dem Garten hatte meine Tante ein großes Hühnerhaus mit einer Umzäunung mit vielen Hühner, die regelmäßig Eier legten, jeden Tag 2-3 Stück. Einmal habe ich sie mit vielen gefangenen Maikäfern gefüttert, was sich allerdings auf den Geschmack der Eier sehr nachteilig ausgewirkt hat. Ferner hatte meine Tante ein großes Stück Gartenland, wo Bohnen, Gurken und anderes Gemüse gepflanzt wurde.

Nachkriegsferien in Braunfels „Auf der Heu“

Ich habe das alles in sehr guter Erinnerung, weil nach Kriegsende für meine Mutter und mich andere Sommerferien als bei meiner Tante und meinen Großeltern in Braunfels finanziell und auch von den damals bestehenden Reisemöglichkeiten überhaupt nicht möglich gewesen wären und zwar bis in die 50er Jahre hinein. Die Einladungen wurden immer ausdrücklich ausgesprochen, und meine Mutter und ich war froh und dankbar, dass wir nach Braunfels kommen konnten. Auch meine Großeltern und meine Tante waren in der unmittelbaren Nachkriegszeit in sehr bescheidenen finanziellen Verhältnissen, zumal unser Kommen auch eine zusätzliche, keineswegs selbstverständliche finanzielle Belastung darstellte. **Reisebeschwerden in der Nachkriegszeit**

Die Reisemodalitäten nach dem Krieg über die Grenze der britischen Zone in die amerikanische Zone von Niedermarsberg nach Braunfels/Lahn waren sehr beschwerlich und besserten sich auch nur langsam. Nach Reisen mit Lastwagen mit Holzvergaser (einem Kessel, in dem zerkleinertes Holz verbrannt wurde, weil Benzin fehlte) gab es dann später rudimentäre Bahnverbindungen von Niedermarsberg nach Warburg, von Warburg in endloser Fahrt nach Marburg, von dort über Gießen, Wetzlar nach Braunfels mit seinen 2 Bahnhöfen: Braunfels/Lahn und Braunfels/ Oberndorf. Die Bahnhöfe (wie übrigens auch in Arolsen, wo ich später Abitur machen sollte) waren wohl auf fürstliche Anordnung weit (2-4 km) außerhalb vom eigentlichen von der Bahn zu bedienenden Wohnort entfernt errichtet

worden. Fürsten, wie auch heute hochgestellte Personen, mögen eben keinen Lärm und Ruß in ihrer Nähe. Das bedeutet aber, dass nach Ankunft in Braunfels immer noch ein langer Gepäckmarsch zu bewältigen war.

Später gab es eine etwas bessere Verbindung mit den D-Zug Bremen- Marburg über Brilon-Stadt, Brilon-Wald, Korbach, mit Weiterfahrt über Gießen nach Wetzlar. Wobei noch später eine weitere Verbesserung hinzukam, nämlich eine Busverbindung von Wetzlar-Bahnhof. Aber jahrelang erinnere ich mich mit Gepäck von Braunfels-Leun bzw. Braunfels-Oberndorf mit Gepäck den langen Weg nach Braunfels gelaufen zu sein. Bis heute hat sich an der schlechten Bahnanbindung nach Braunfels nichts geändert; es ist eher von der Zugversorgung her noch schlechter geworden, so dass ich immer nach Braunfels mit dem Auto fahren muss, wenn ich zu den Gräbern will.

Jubilarien in der Familie

Das hohe Alter meiner Großeltern bedingte, dass alljährlich Geburtstage mit für die damalige Zeit erstaunlich hohen Lebensaltern gefeiert werden konnten. Die Geburtstage meiner Großeltern und auch die meiner Tante fielen oft in unseren Ferienaufenthalt, und wenn wir dann wieder abfuhren, waren wir nie sicher, ob wir uns noch einmal lebend wieder sehen würden.

Mein Großvater pflegte dann immer zu sagen, er sei bereit, aber es eile ihm nicht so. Er lag immer in einem der großen Betten, die zu dem Eheschlaf-zimmer meiner Tante aus recht massiven Holz mit Furnier aus finnischer Birke gehörte mit Zudecke und rotem Daunens-Plumeau, von denen eines bis heute gehalten hat, so dass ich jede Nacht darunter schlafen kann. Es muss ein großes, mit Knopflöchern ausgerüstetes Überschlagslaken eingeknüpft werden, was ich stets selbst machen muss, da sich meine Frau strikt weigert, derartige urzeitliche Haushaltaufgaben anzugreifen.

Wir haben dann im Laufe die Goldene, die Diamantene und die Eiserne Hochzeit meiner Großeltern feiern können. Die Bilder zeigen, wie das zunehmende Alter meine Großeltern zeichnet, meine Tante und meine Mutter von jungen Frauen zu gestandenen Frauen werden und ich vom Schüler über den Gymnasiasten zum Studenten.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit war es schwer, für die Familienfeiern die notwendigen Lebensmittel für die Festtafeln zu besorgen.

Vor dem Krieg in Hanau war mein Großvater, wie erzählt wurde, in solchen Fällen nach Frankfurt gefahren, „Rheinsalm“, also frischen Lachs, zu besorgen.

Nach dem Krieg ging das nur im Wege des Tauschhandels. Meine Großeltern und meine Tante hatte insbesondere ihr Silber und ihr Porzellan gerettet. Letzterer konnte man in einer Einrichtung der amerikanischen Armee in Frankfurt, in der sogenannten Tauschzentrale, in Lebensmittel verwandelt. Auf diesem Wege ist der Meißener Tafelaufsatz mit Leuchtern nach dem Kriege für ein wenig Butter an die Besatzungsmacht verloren gegangen, weil meine Tante sie zur festlichen Ausrichtung der Goldenen Hochzeit meiner Großeltern dorthin gebracht hat. Ein Teil des Tafelaufsatzes, ein großen quadratischer Untersatz aus Porzellan und darauf der eigentliche Tafelaufsatz, ein Ständer mit einer Schale, um die herum filigrane Blumen und Putten angeordnet sind) wurde indes nicht versetzt. Er ist noch in meinem Besitz, allerdings von seinem Erscheinungsbild so aufwendig, dass er immer

verwahrt und nicht in der Wohnung aufgestellt ist, da dies nach Auffassung meiner Frau das Wohnungsambiente wohl sprengen würde.

Zu den Familienmitgliedern, die zu den Familienfeiern kamen, gehörten in den 50er und 60er Jahren insbesondere auch die Remscheider, „Onkel Rolf“, sein Sohn, der „Kurt Egon“ und später dessen Frau Ingrid. Die „Remscheider“ waren auch Anfang der 50er zu meiner Konfirmation in Niedermarsberg. Näheres oben im Unterkapitel zu den „Remscheidern“.

Insbesondere zu den Geburtstagen meiner Tante Maria kam dann ihre Freundinnen, die bis auf Gretel Fuhr, deren Mann in der Nachkriegszeit eine umfangreiche Allgemeinpraxis in Schwalbach betrieben hat, alle ihre Männer im Krieg verloren hatten. So Frau Fischer, deren Mann, ein Tierarzt im Krieg gefallen war und Witwe die auf der Heu in Braunfels in einem schönen alten Haus eines Tierarztes, möglicherweise sogar das Haus ihres Mannes, unter bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnissen wohnte.

Mit ihrem Sohn Udo war ich befreundet. Dieser war aber ein ganzes Stück älter, studierte bereits in Frankfurt, während ich noch die Schulbank drückte. Ihn und seine Frau habe ich vor einigen Jahren einmal in Wetzlar, wo zeitlebens Lateinlehrer am Gymnasium war, besucht, und wir haben von alten Zeiten gesprochen.

Überhaupt war für mich die „Heu“ (= Höhe) ein ideales Feriengebiet für einen Schüler meines Alters, weil in fast jedem der benachbarten Häuser gleichalte Kinder wohnten, mit denen ich auf der Straße spielen konnte. **Kindertage „Auf der Heu“**

Die „Heu“ in Braunfels war ein an einer Anhöhe, damals am nördlichen Rande von Braunfels gelegenes Wohngebiet mit dem Lagevorteil, dass sich von dort aus der freie Blick auf das Braunfelser Schloß öffnete, andererseits aber das auf der gegenüberliegenden Anhöhe mit dem Schloss gelegene Zentrum mit dem Marktplatz gute 10 Minuten Fußmarsch bergab bergauf entfernt. Die ersten Häuser Auf der Heu waren wohl um 1900 dort errichtet worden, andere Wohnanwesen wohl in den 30er Jahren erbaut worden.

Von diesem Schloßblick gibt es sehr viele Fotos, die von der bekannten fotografischen Agentur Wolff und Tritschler veröffentlicht sind. Damit hat es folgendes auf sich: Die Agentur geht auf den bekannten Leica-Fotografen Dr. Paul Wolff zurück, der sich mit Tritschler zusammengeschlossen hatte und zu Kriegsende Teile seines Fotoarchiv von Frankfurt nach Braunfels gebracht hatte, wo es die Kriegszerstörung in Teilen in Frankfurt überstand.

Von Braunfels aus wurden die Fotografie Aktivitäten von Wolff und Tritschler nach dem Krieg fortgeführt, und zwar von einem Standort, wo sich heute die Hirnverletztenklinik in Braunfels befindet. Inwieweit Wolff und Tritschler noch in Person in den 50er Jahren tätig waren, weiß ich nicht; ein Fotograf namens Röhrig nahm jedenfalls wesentliche Funktionen in der bekannten Industrie-, Werbe und Journalistik-Foto Agentur wahr und reiste schon damals in der unmittelbaren Nachkriegszeit in alle Welt.

Besagter Röhrig hatte einem in einem durchaus groß flächigen, im äußeren Erscheinungsbild einem hölzernen Behelfsheim ähnelnden Gebäude „Auf der Heu“ seine Wohn- Atelier und Agentur-Räume, just dort, wo der Blick auf das Braunfelser Schloß völlig ungestört war, weil es unterhalb keine Hangbebauung gab.

Er hat offensichtlich vor seiner Haustüre die bis heute im Internet zu findenden Schloßfotos gemacht, wie auch sonst viele Beispielfotos in Prospekten und Fotobüchern gibt, die in Braunfels entstanden sind, so etwa in den Gebrauchsanweisungen von Leitz für die Schraub-Leicas.

Vielfach hat er auch seine Tochter als Fotosujet benutzt, die ich als sehr attraktives und kapriziöses Mädchen erinnere. Die allerdings von meinem Freund, der im angrenzenden Haus wohnte und mir, „als kleinen Jungs“ wenig wissen wollte. Der Vater dieses Freundes war Ingenieur und meine etwas ältere Freundin war bereits ebenfalls technisch sehr interessiert, sodass in diesem Hause sehr viel technisches Verständnis an mich herangetragen wurden, was für mich als einem aus einem Frauen- und Großelternhaus Kommenden sehr neu war.

Hinter der Hanglage der „Heu“ beginnt eine Art Hochebene, die „Wintersburg“, weitgehend die damals grasbewachsen und unbebaut war, heute von verschiedenen, nördlich an die „Heu“ anschließenden Baugebieten bedeckt wird.

An der hangaufwärts führenden Winterburgstraße lag auf der gegenüberliegenden Seite, postalisch allerdings an der abgehenden Heinrich Ziegler Straße gelegen, die eindrucksvolle, allerdings schon etwa morbide wirkende Villa Tamara mit einem wunderschönen Hanggarten, der vom Fürsten wohl um die Jahrhundertwende (1900) gebaut worden war. Sie wurde die in der Nachkriegszeit von dem Kammerdirektor Braulke bewohnt, der als Rendant in den Diensten des Fürsten zu Solms-Braunfels stand. Es war ein älterer, etwas strenger Herr, den ich oft im Garten arbeiten sehen. Sein Sohn, der wohl Arzt gewesen war, war ebenfalls im Krieg gefallen, und seine Schwiegertochter bemühte sich, die Ausbildung ihrer beiden Söhne zu finanzieren und arbeitete dazu, meiner Erinnerung nach in Frankfurt. Mit dem älteren Sohn Peter, der mit mir gleichaltrig war, war ich gern zusammen; er ist inzwischen tot, wie ich von seinem Bruder erfahren habe. Der Großvater, der übrigens in der Vorkriegs- und Kriegszeit bereits Rendant bei einem mitteldeutschen Fürsten gewesen war, hatte allerdings ein strenges Regiment mit seinen Enkeln, wenn es um die Erledigung von Gartenarbeiten in dem riesigen Garten ging. Da mussten wir zuweilen das gemeinsame Spielen zurückstellen.

Ende des Kindertraums und innerörtlicher Umzug

In den 50er Jahren verlor der Nachkriegs-Kindertraum zunehmend seinen Reiz, weil Schulzeit und Studium der Präsenz der Freunde begrenzte. Immerhin gab es noch das alte, kleine Braunfels er Schwimmbad mit seinen blauen Kacheln, in dem ich von meinem Großvater das Schwimmen beigebracht bekommen hatte, und das ein beliebtes Sommervergnügen darstellte. Heute ist es durch eine riesige neue Schwimmbadanlage ersetzt, in St. Georgen, unterhalb meiner Familiengräber.

Überdies mussten dann meine Tante und meine Großeltern auch aus dem Haus in Winterburger Straße ausziehen, weil es verkauft worden war. Es hatte erhebliche Baumängel, weil 30 Jahre jede bauliche Unterhaltung unterblieben war. Der neue Eigentümer machte eine Sparsanierung, die den Schwarzwaldhauscharakter „wegmodernisierte“. Auch das Umfeld auf der Heu änderte sich, etwa weil das vorgelagerte Hanggrundstück, das bislang als Garten benutzt worden war, von dem Altenheim, zu dem der Garten gehört hatte, bebaut wurde. Auch zeichnete sich die bauliche Erschließung der Wintersburg-Wiesen ab.

Meine Tante und meine Großeltern mussten als aus- und umziehen, und zwar in eine schöne große Etagenwohnung in der Fürst Ferdinand Straße, die den Vorteil hatte, wesentlich stadtnäher zu sein. Sie lag in einem ebenso schönen alten Haus, das vom Eigentümer, der im Parterre wohnte, aufwendig saniert worden war.

Allerdings dauerte die Wohnzeit dort nicht sehr lange, und meine Tante und meine Großeltern mussten nochmals umziehen, diesmal in eine Parterrewohnung mit Zugang zu

einer großen Terrasse und Garten am Ende der Hubertusstrasse. Im ersten Stock wohnte ein ehemaliger Generalarzt mit seiner Frau. Das Haus war zuvor von einem Arzt bewohnt worden, der für seine große Familie zur Deckung seines Wohnbedarfs neu gebaut hat. Die Größe der Familie resultierte daraus, dass seine Frauen und Kinder aus erster und zweiter Ehe, vordergründig jedenfalls, einträchtig zusammenlebten, was damals von den Braunfelsern sehr erstaunt zur Kenntnis genommen wurde.

Braunfels machte damals eine große wirtschaftliche Strukturveränderung durch. Das große Schlosshotel wurde praktisch stillgelegt und auf den angrenzenden Flächen ein großes Sanatorium für Kriegs-, später auch Unfall-Hirnverletzt errichtet. Die eigentlich ziemlich inaktive Pensionärs Stadt Braunfels baute ihre touristische Attraktivität aus, um auswärtige Besucher, insbesondere auch der Patienten des Sanatoriums, aber auch andere anzuziehen. Gleichzeitig war ein Niedergang der in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch einigermaßen florierenden schönen alten Braunfelser Restaurants und Gaststätten, etwa am Markt, zu beobachten. Italienische Pizzakultur machte sich breit, so dass heute viel von dem Nachkriegs-Charme von Braunfels für immer verloren scheint, zumal die Modernisierung der alten am Markt gelegenen Häuser nur begrenzt gelungen zu sein scheint.

Die Wohnung in der Hubertus Straße war die letzte Familienwohnung in Braunfels. Mein Großvater ist dort gestorben., meine Tante später ist einige Zeit später dann in Gießen in der Universitätsklinik und meine Großmutter noch ein wenig später im Altersheim in Braunfels. gestorben. So blieb mir nur, die Wohnung in der Hubertusstraße aufzulösen

Wetzlar als Leica und Hensoldt Stadt

Zur Stadt Wetzlar bestand für mich in den Nachkriegsjahren eine besondere Beziehung. Es war die Einkaufsstadt, wo man sich seine bescheidenen Wünsche erfüllen konnte, was in dem verschlafenen Braunfels nicht möglich war. Und es war die Stadt von Leitz und Hensoldt, was mich zeitlebens für Leitz Produkte, wie Leicas, und Hensoldt Ferngläser begeistert hat.

Als ich mir zur Konfirmation eine lange angesparte Kamera kaufen konnte, habe ich mir dann allerdings eine Rolleicord, später mit Rolleikin, und keine Leica gekauft, die ich lange durch Schulzeit und Studium mitgeschleppt habe, bis ich mir nach dem Studiums Abschluss Leicas leisten konnte. Leider habe sich meine schönen Leicas durch die Digitalisierung der Fotografie in ihren praktischen Funktion erledigt, wenngleich ich sie als Wunderwerke der optischen und mechanischen Technik ab und zu noch einmal gern in die Hand nehme.

Ein Hensoldt Fernglas habe ich von meiner Tante nach dem Kriege aus dem Nachlass des Vater Kuntze bekommen, in 8x25 Fernglas der ersten Stunde etwa von 1914, heute immer noch von guter optischer und mechanischer Funktion; allerdings ist das Fernglas in den 50.er Jahren einmal bei Hensoldt, die damals noch als Firma in Wetzlar bestanden, in Hinblick auf meinen Schülerstatus zu moderaten Preisen durchgesehen und ein Prisma neu befestigt worden. **Der Bekanntenkreis meiner Tante**

Meine Tante hatte einen großen Bekanntenkreis, meist ebenfalls Frauen, denen der Krieg erheblich mitgespielt hatte. Man saß zusammen und rauchte. Dafür wurde sogar Tabak im Garten angebaut und fermentiert, der allerdings keine rechtes Rauchvergnügen vermittelte

Zu den Freundinnen gehörte auch Frau Bischoff, die mit einen Industriellen-Sohn Bischoff verheiratet gewesen war. Die Eltern (Bischoff-Stahl!) hatten sich in der Wirtschaftskrise 1920 nach ihrem Vermögensverlust das Leben genommen. Bischoff hat in den letzten Tagen des II. Weltkrieges, den er ansonsten als Ministerialbeamter o.ä. gut überlebt hatte, dann noch in Berlin den Tod gefunden. Frau Bischoff hatte Teile des

Mobiliars und Hausstandes, insbesondere wertvolle Bilder, über den Krieg gerettet und in Braunfels im Marschall des Schlosses untergestellt.

Sie hatte dann auf Grund ihrer langjährigen Berufstätigkeit in den USA und daraus resultierende sehr guter Englischkenntnisse eine Abteilungsleiterstelle bei Eröffnung der Kaufhof-filiale Am Stachus in München Anfang der 50er Jahre bekommen und trotz erheblicher gesundheitlicher Beschwerden, vor allem wegen ständig geschwollener Beine, bis zur ihrer Berentung unter Beibehaltung ihrer Braunfelser Wohnung in München gearbeitet.

Sie hat mir sehr geholfen, nach meinem Studienwechsel von Bonn nach in München eine Wohnung zu finden und mich hungrigen Studenten so manches mal nach abendlichem Arbeitsschluss im Kaufhof zum Abendessen eingeladen in einem schönen Hotelrestaurant, ich meine den „Alpenhof“.

Sie war von ihrem Mann her ein Leben auf großem Fuß gewöhnt und elegant, und hat das auch in München zu weiterführen versucht, soweit ihr Kaufhofsälär dies erlaubte. Ich kann mich noch erinnern, dass sie damals für einen astronomischen Preis zum Callas Konzert in München gegangen ist und dabei ihre Zobelstola aus früherer Zeit noch einmal ausgeführt hat.

Durch Vermittlung meiner Mutter habe ich kurz vor ihrem Tode noch mein Lieblingsbild, die Federzeichnung von einem Uhu, von ihr erworben. Sie brauchte damals dringlich Geld für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit, konnte sich aber von ihren Sachen nicht trennen. Nach ihrem Tode habe ihre lachenden Erben den Nachlass durch Gesamtverkauf an einen Nachlassverwerter dann ohne Skrupel versilbert. Das Geld hätte ihr zu Lebzeiten sicherlich bessere Dienste geleistet.

Zu den sporadischen Gästen der Familienfeiern gehörte auch der „Onkel Hans“, ein Sohn des Bruders meiner Großmutter, als des „Onkel Heini“ aus der Leipziger Straße in Hanau. Er war promovierter Mathematiker, hatte den Krieg als Soldat wohl in Norwegen überlebt und war nach dem Krieg in Hanau wohnend in Offenbach als Gymnasiallehrer tätig, wohin er täglich mit dem Zug fuhr.

Seine Frau habe ich nicht kennen gelernt; aber die Handhabung der Kindererziehung war für damalige Zeit wohl eher freizügig; jedenfalls war ihr loses Mundwerk, das sie angeblich von ihrem scharfzüngigen Vater geerbt hat, und sonstige Unarten waren Familiengespräch.

Bei Tode meiner Tante hat der Onkel Hans eine Reihe von Möbel übernommen.

Mit dem Bruder Kurt Friedgé (des vorerwähnten Dr.Hans Friedgé) und dessen Familien hat es mit meiner Tante in den 50er Jahren wegen eines verschwundenen Armbands Missshelligkeiten gegeben, die zeitlebens meiner Tante nicht beigelegt werden konnten, so dass die Beziehungen distanziert waren.

Familienereignisse in Braunfels zusammengefasst

In die Nachkriegszeit fallen die Goldene und die Diamantene Hochzeit meiner Großeltern (David) am 16.4.1948 bzw. 16.4.1958. Pfingsten 1961 konnten wir dann noch dem 95.Geburtstag meines Großvaters feiern und ein Jahr später noch den 96. Geburtstag meines Großvaters und ein weiteres Jahr später sogar noch den 97.Geburtstag. Aber bei jedem Besuch in Braunfels in diesen Jahren war deutlich, dass sich das Leben meiner Großeltern dem Ende zuneigte, und dessen waren wir uns bei jeder Abreise und jedem Abschied von Braunfels in den letzten Jahren immer bewusst.

Meine Tante hat in der Nachkriegszeit immer wieder an Gallenkoliken gelitten und ist auch daran in Braunfels operiert worden. Gestorben ist sie aber wohl an Krebs, was mir der behandelnde Universitätsprofessor eher beiläufig sagte, nachdem zuvor niemals von einer Krebserkrankung die Rede gewesen war.

Am 28.10 1963 verstarb dann mein Großvater. Wenig später erkrankte meine Tante Maria an Krebs und verstarb nach kurzer schwerer Krankheit in Gießen in der Universitätsklinik, noch vor meiner Großmutter, die dann einige Zeit später nach langer depressiver Erkrankung am 2.12.1970 im Altenheim in Braunfels ebenfalls verstarb.

Damit fand die Braunfelser Nachkriegszeit der Familie David bis auf die Grabstelle auf dem Braunfelser Friedhof (St.Georgen) ihren Abschluss.

Auf dem Braunfelser Friedhof hat meine Mutter (geb. am 25.10.1906 in Gumbinnen) nach ihrem Tode am 16.7.1991 ihre letzte Ruhe gefunden, nachdem sie schon in den 80er Jahren eine Grabstelle unmittelbar benachbart zur Grabstelle, in der meine Großeltern und meine Tante Maria begraben sind, erworben hatte. Auf dieser hat sie bereits einen Gedächtnisstein für meinen in Rumänien 1943 vermissten Vater aufstellen lassen.

Dort ruhen nun die verstorbenen Familien-mitglieder zusammen mit Blick auf das Braunfelser Schloss und das Leuner Tal.

Der Friedhof, der noch vor 20 Jahren aus den Nähten zu platzen drohte, zeigt immer mehr freifallende Grabflächen. Die alten Gräber werden aufgelassen, und es macht sich eine Urnenbestattungskultur breit, bei der die Urnen in schrankartigen Steinfächern untergebracht werden.

Ich hoffe sehr, demnächst (noch) einmal wieder die Kraft zu finden, mit dem Auto die guten 200km dorthin zu fahren und die Grabstätten zu besuchen.

Studium, Berufsbeginn, Familiengründung

Studium in Bonn, München und Münster bis zum 1. Staatsexamen (1958-62)

Nach dem Abitur 1958 in Arolsen, war für mich klar, dass ich jedenfalls nicht nach Hessen, insbesondere nicht nach Marburg zum Studium gehen wollte. Münster war damals von Niedermarsberg nur schwer per Zug zu erreichen, entweder über Schwerte/ Dortmund oder über Warburg/ Altenbeken/ Paderborn/ Hamm, beide Strecken etwa gleich weit und gleich umständlich und zeitraubend zu bereisen.

Da schien mir Bonn als Bundeshauptstadt doch etwas weltoffener. Ich hatte auch noch Glück, dass ein Conabiturient, der im Jahr zuvor in Bonn durchs Abitur gefallen war und das letzte Jahr auf Vermittlung unserer Lateinlehrers, zu dessen Pfadfindergemeinschaft er

gehörte, in Arolsen wiederholte und dort mit Erfolg das Abitur abschloß, aus Bonn kam, und mir am Stadtrand in Bonn in einem bescheidenen Einfamilienhaus ein noch bescheideneres Zimmer vermitteln konnte. Die Frau des Hauses hatte Parkinson und war schwer behindert. Es war kleinstbürgerlich, aber ich war zufrieden, überhaupt eine Unterkunft zu haben.

Das Studium der Rechtswissenschaften, das ich aufnahm, war allerdings an der juristischen Fakultät hervorragend organisiert. Der Zivilrechtler Flume, des weiteren der Sohn des bekannten Zivilrechtlers und Mitverfasser des damals bekannten BGB Kommentarwerks von Ennecerus/ Kipp/ Wolff: Kipp, ferner der Strafrechtler Welzel, der frisch habilitierte Strafrechtler Stratenwerth und ein weniger illustrierter, aber pädagogisch sehr fähiger Landgerichtsrat Nüssgen ua. wiesen mich in die Anfangsgründe der Jurisprudenz ein. Daneben waren noch Übungen von der Fakultät organisiert, die von promovierten Assistenten gehalten wurden.

Die Anfängervorlesungen wurden nicht auf die jüngsten und damit besonders belastungsfähig erscheinenden jungen Fakultätsmitglieder abgeschoben, wie das heute üblich ist, sondern von den zentralen Hochschullehrern abgehalten. Lange Zeit glaubte ich, dass dies der Lehrstandard an Universitäten sei. Das war natürlich eine Illusion. Ich habe das alles damals als unwissender Student als selbstverständlich hingenommen. Erfahren habe ich von der wissenschaftlichen Bedeutung etwa von Prof. Flume erst sehr viel später. Morgens bin ich brav zu Universität gegangen, abends war studentisches Leben und zuweilen auch Studium Generale, vor allem der kunstgeschichtlichen Vorlesung von Prof. Lützeler angesagt.

Als Kriegshalbweise war ich keineswegs ohne weiteres gebührenfrei, konnte mir aber durch „Fleißprüfungen“ in 2 doppel-stündigen Vorlesung jährlich Gebührenerlass erwerben. Das war ein wahrer Segen für mein Studium: Ich habe mir immer die mich am meisten interessierenden Vorlesungen ohne Rücksicht, ob die Dozenten als schwer oder leicht prüfend angesehen wurden, zu Prüfung gemeldet und hatte deshalb Ende des Studium schon eine gewisse Prüfungserfahrung und erhebliche Grundkenntnisse, die dann das Bestehen des

1. Staatsexamens doch sehr erleichtern sollten, und: ich hatte überhaupt schon einmal mit einem Professor Kontakt gehabt und gesprochen. Das war damals für Juristen außergewöhnlich. Ich glaube, dass diese Fleißprüfungen von Professoren –zutreffend- nicht recht ernst genommen wurden, sondern deshalb durchweg positiv beschieden wurden. Aber vom Lernerfolg her sind bekanntlich nicht die Prüfungsergebnisse, sondern die Vorbereitung auf die Prüfung das Wichtigere. Diese Einsichten sind mir freilich erst später gekommen.

Im zweiten Semester habe ich dann schon die ersten „Scheine“ gemacht, u.a. bei Flume den Kleinen BGB Schein mit einem Fall aus dem Bereicherungsrecht, bei dem wir unerfahrenen Jungjuristen natürlich nicht gemerkt hatten, dass Flume hier eine abweichende Meinung von herrschenden vertrat und auch in einem Aufsatz niedergelegt hatte, auf den wir natürlich nicht gestoßen waren.

Immerhin war der Anfang gemacht und ich hatte jedenfalls, das Buch „Lehmann, Allgemeiner Teil, ca. 1949“ in einer Nachkriegsausgabe in grauem Papier, das mir der Niedermarsberger Amtsrichter Middendorf aus seinem Nachkriegsstudium mitgegeben hatte. Auch hatte von ihm einen alten Palandt. Geld hatte man als Student ja nicht. Deshalb kaufte man vornehmlich ältere Auflagen antiquarisch, so etwa Westermanns Sachenrecht und Larenz, Schuldrecht, 2 Bände. Im Gegensatz zu heute, wo den Studenten in der Studienbibliothek die neuesten Lehrbücher reihenweise zur Verfügung stehen und zu meinem großen Erstaunen offensichtlich dort gar nicht oder jedenfalls nur in mäßigem

Umfang umsonst entliehen werden, besaßen wir damals nur wenige Bücher, die wir jedoch doch mehr oder weniger gründlich studiert haben.

Am Ende des zweiten Semesters in Bonn wollte ich dann doch noch etwas weiter in Welt und bin dann mit Frau Bischoffs Wohnungshilfe für 2 Semester nach München gegangen. Während in Bonn im Hörsaal übersehbare vielleicht 100 oder 150 Jungjuristen saßen, waren die Studentendimensionen in München doch etwas größer: Das Audimax fasste wohl an die 1000 Studenten, und da war man in der Mitte oder hinten doch weit vom Dozenten entfernt. Ich hatte ein billiges Abholabonnement für die FAZ, die in der Buchhandlung am Mensaeingang gegenüber dem Hauptgebäude täglich abzuholen war, und die konnte in diesem Riesenumfeld während der Vorlesung durchaus lesen, ohne dass der Dozent die Unaufmerksamkeit wahrgenommen hätte. Noch größer war der Saal, in dem der Verfassungsrechtler Mauz seine Klausuren schreiben ließ, zu denen mehr als die doppelte Zahl der eigentlichen Klausurprüflinge erschien, weil jeder sich eine sogenannten Schlepper mitbrachte, der ihm bei Klausurschreiben helfen sollte. Das machte das Klausuren Prozedere, das in einer Art Festsaal stattfand, zu einem Riesendurcheinander. Vor allem die zahlreichen Verbindungsstudenten kamen mit entsprechender Verstärkung. Ich selbst habe nicht daran teilgenommen, sondern den parallelen Schein bei einem damals jungen Privatdozenten gemacht, der über die Thematik Verwaltungsakt und innerdienstlicher Rechtsakt sich habilitiert hatte, dessen Name mir gegenwärtig nicht einfällt, der aber wegen seine forschen bajuwarischen Auftretens als schwerer Prüfer verschrien war. Bei der ersten Klausur hatte ich Glück, weil er einen Fall aus der Vorlesung für die Klausur abgewandelt hatte, dessen Lösung mir noch rudimentär in Erinnerung war, sodass die erforderliche Klausurleistung ordentlich erbracht war.

Bemerkenswert aus der Sicht späterer Besuch in München ist, dass zu meiner Studienzeit die Parkplätze um die beiden Brunnen vor dem Universitätshauptgebäude nicht einmal mit parkenden Autos vollgestellt waren. Die Studenten hätten also mit dem Auto zur Universität fahren können, nur hatten sie keines. Das taten aber nicht einmal die Hochschullehrer, mit denen man oft zu den Vorlesungen gemeinsam in der Straßenbahn fuhr.

Schwieriger war hingegen der Große BGB Schein, über den ich allerdings meinen Freund Wieland Koenig kennen gelernt habe, mit dem ich viele Jahre später, auch nach dem Studium und später im Beruf, in Münster freundschaftlich verbunden war, obwohl wir beruflich uns dann erheblich auseinanderentwickelt haben.

Das kam so: Zu Weihnacht wohl 1959 fuhr ich mit dem Zug nach Hause. Das waren damals D-Züge, und man musste verschiedentlich umsteigen. Zuletzt im Warburg. Ein junger Mann und eine junge Dame meines Alters waren an den verschiedenen Umsteigepunkten immer wieder mit mir umgestiegen, und wir standen nur gemeinsam an der Zug Tür, in der Erwartung auszusteigen. Die beiden unterhielten darüber eben diese in den Weihnachtsferien noch fertigzustellende Hausarbeit, und ich konnte es als Jungjurist nicht lassen, mich in das Gespräch hineinzuhängen, um natürlich eine abweichende Meinung zu vertreten. Darauf entspann sich ein angeregtes Gespräch über unser gemeinsames Studium in München und die fertig zu stellende Hausarbeit im Besonderen, was uns offensichtlich sehr in Anspruch nahm. Jedenfalls bemerkten wird nicht, dass der Zug in Warburg eingefahren war, auch weil wir im letzten Wagen des langen DZuges nicht mehr am Bahnsteig waren. Indes setzte sich der Zug bereits wieder in Bewegung in Richtung Altenbeken, Paderborn, was zwar für die junge Dame der richtige Weg war, weil sie nach Lippstadt, genauer Anröchte zu ihren Eltern wollte. Wir aber, mein späterer Freund Wieland und ich, hätten aussteigen müssen, um in Richtung Marsberg, Brilon-Wald, Brilon weiterzufahren. Das taten wir nun nicht. Der Schaffner kam und redete davon, dass wir den

Umweg bezahlen müssten. Das erschütterte uns wenig, denn wir hatten kein Geld, von dem wir das hätten bezahlen können. In Altenbeken stiegen wir dann aus, um nach Warburg zurückzufahren und von da aus nach Hause. Wir liehen uns dann noch von der Kommilitonin 5 DM, um in Altenbeken wenigstens auf den Schrecken noch ein Bier trinken zu können. Was wir dann auch auf nüchternen Magen taten, so dass ich, wie ich mich erinnere, etwa angebläut bei meiner Mutter in Marsberg mit erheblicher Verspätung ankam.

Wir haben uns dann gleich für die Rückreise verabredet. Bei der Hochzeit der jungen Dame war später Trauzeuge; sie ist aber nach Süddeutschland abgewandert. Mit meinem Freund Wieland bin ich aber bis zu seinem Tode vor wenigen Jahren sehr viel zusammen gewesen und uns verbindet manches gemeinsame Erlebnis.

In München hat es einige Zeit gedauert, bis ich mich dort eingelebt hatte. 1960 habe ich von dort aus vor Semesterbeginn eine Italienreise mit dem ASTA unternommen. Im Sommer hatte ich mit Universität Segeln gelernt. Ich bin nach Garmisch und Innsbruck gefahren, vielfach getrampt, weil Geld knapp war. Zum Schluss hatte ich eine schönes Souterrain Zimmer in einem Einfamilienhaus in der Brabanter Strasse. Die Wirtsleute, ein schwerkriegsbeschädigter Graphiker, der einbeinig Ski fuhr, nahmen mich einmal zum Walberg zum Ski fahren mit. Aber mit meinen alten Holzski ohne Stahlkanten und viel zu großen Skischuhen, die mir meine Mutter in einem Scheewinter noch in Niedermarsberg etwa auf Untersekunda gekauft hatte, und vor allem ohne jede Skitechnik war ich völlig überfordert und froh, dass ich den Berg hinuntergekommen war ohne gravierenden Unfall. Skifahren habe ich erst in den ersten Jahren meiner Berufstätigkeit bei Skiauf-enthalten in Klosters in der Schweiz gelernt, wo die Skilehrer wegen meiner alten Skiausrüstung zusammengelaufen sind und mich ins nächste Sportgeschäft geschickt haben, vor der Aufnahme des Skiunterrichts erst einmal eine vernünftige Skiausrüstung auszuleihen.

Ganz anders verhielt es sich mit meinem Freund Willi H.. Er war auf Oberprima einmal kurzzeitig auf meine Arolser Schule gewesen, und ihn traf ich in Bonn wieder. Er kam aus Gummersbach, wo seine Mutter Chefsekretärin in einem großen Werk war. Sein Vater war wohl ns-belastet, dann aber gegen Kriegsende zu Tode gekommen. Seine Mutter hat ihren Sohn deshalb in der Nachkriegszeit zu Verwandten nach England gegeben, so dass er zweisprachig deutsch-englisch war, als wir gemeinsam das Jurastudium in Bonn aufnahmen. Er war sehr agil und sportlich, insbesondere Judo oder ähnliches. Seine knappe Studentenkasse füllte er dadurch aus, dass mit seinem Motorroller herumfuhr und an den Türen Bettwäsche und ähnliches verkauft, was damals durchaus florierte. Bei einem schweren Motorroller-Auffahrunfall ging sein Gefährt in Totalschaden, er selbst als geübter Judoka überstand alles prächtig mit einer doppelten Rolle vorwärts. Das Jurastudium löste bei ihm allerdings nur sehr begrenztes Interesse aus. Er entschied sich deshalb nach England zu gehen und dort Jura weiter zu studieren. Zum 2. Winter, im 4.Semester trafen wir uns dann wieder in München. Er war inzwischen allerdings hinter seine Kommilitonen aus Bonn studienmäßig weit zurückgefallen, so dass er sich zunehmend im Gegensatz zu uns, die wir an unseren Hausarbeiten saßen, Ablenkung im Skilauf in den Bergen suchte. Zum Ende des Wintersemesters kam seine Mutter zu Besuch, erkundigte sich nach seinen Studienfortschritten und sah seine tiefe Skibräune und entschied dann spontan, mit seinem Jurastudium sei jetzt Schluss. Statt dessen fing er ein Dolmetscherstudium in Rheinland-Pfalz in der Nähe von Speyer an der bekannten Dolmetscherschule mit Spezialisierung auf juristisch-ökonomische Problematik. Das war offensichtlich ein großer Erfolg. Ich habe ihn Jahre später bei einem Sylvester Aufenthalt in Moskau wiedergetroffen: ich hatte es damals mit viel Fleiß zum Referendar gebracht, er war inzwischen Generalvertreter von Sony in Europa. Leider habe ich seitdem nichts mehr von ihm gehört.

Der Kontakt zu ihm während meiner Bonner Studienzeit hatten noch weiter große Vorteile für mich, der ich doch sehr weit vom Studienort entfernt im Sauerland wohnte. Gummersbach und Bergneustadt, wo viele seiner Mitschüler ansässig waren, lag wesentlich näher an Bonn, so dass zum Wochenende nach Hause gefahren wurde. Ich bin oft mitgefahren, um wir haben in seinem Freundeskreis, zu dem auch viele nette Mädchen, gehörten, viele schöne Wochenenden verlebt. U.a. gehörte dazu auch der zum Handball-Nationalteam gehörende J., der auch eines Mädchen, das zu den besonders hübschen Töchtern einer Familie gehörte, geheiratet hat ; ich habe das Paar Jahre später einmal zufällig in Bad Homburg wieder-getroffen haben, wo ich meine Tante Maria während eines Erholungsurlaubs besucht habe.

Am Ende meiner Münchner Studienzeit war mir dann deutlich, dass nun die Vorbereitung auf den 1. Staatsexamen, das Referendarexamen, zu beginnen habe. Insofern begaben sich am Ende des 4.Semesters eine Reihe meiner Kommilitonen von München nach Hause bzw. an die Universitäten, an denen sie sich aufs Examen vorzubereiten gedachten. Das betraf insbesondere die Verbindungsstudenten, die nach Fuchs- und Chargierten Zeit noch ein auswärtiges Semester bei einer befreundeten Verbindung etwa in München absolviert hatten. Für viele war allerdings diese Zeit angetan gewesen, zu verbummeln, so dass sich einige nicht mehr studienmäßig gefangen haben und ihr ursprüngliches Studienziel aufgeben mussten. Das war allerdings keineswegs Regel. Im Übrigen hat das rudimentäre Jurastudium für den späteren anderweitig orientierten Berufsweg manchem durchaus geholfen.

Mein Freund Wieland Koenig hat nach zeitweiliger Tätigkeit bei Eklöh, einem Lebensmittelmarkt, sich doch noch gefangen, ein Kunstgeschichtsstudium absolviert, promoviert und es zum langjährigen Direktor des Düsseldorfer Stadtmuseums gebracht, wozu sicherlich sein großes Geschick im Umgang mit Menschen und letztlich seine einem Juristen alle Ehre machende Bestimmtheit, Dinge und Menschen zu lenken, wesentlich beigetragen hat. Ich bin eine großer Skeptiker, ob die neuen Effizienzbestrebungen in den Studienabläufen wirklich zu einer breiten Ausbildungsverbesserung führen. Ich sehe allerdings, dass mit öffentlichen Mitteln geförderte Studenten sich nicht beliebig auf die akademische Freiheit berufen dürfen, sondern sich permanenten Kontrollen ihrer Studienanstrengungen stellen müssen.

In Münster habe ich nur noch einige wenige Vorlesungen gehört, damals insbesondere bei den Professoren Westermann und Hefermehl, sowie eine Übung im Zivilprozessrecht bei Prof. Lukes gemacht, der mich interessierende wirtschaftsrechtliche Themen behandelt, persönlich aber spröde, wenn auch freundlich war. Ich habe bei ihm in Hinblick auf Dissertation nach bestandenem Examen mehrere Seminare besucht, so über allgemeine Geschäftsbedingungen und auch später ein Dissertationsthema erhalten, nämlich „Wettbewerbsbeschränkungen zwischen Konzern-unternehmen“, mit dem ich freilich trotz fleißigen Arbeitens daran nicht recht zu Rande gekommen bin, so dass ich es später zurückgegeben habe.

Persönlich sympathischer war sicherlich Prof. Fikentscher, der allerdings dann wieder nach München zurückging. Immerhin habe ich auch in Münster durchaus als Student mit guten Professoren zu tun gehabt, wengleich die juristischen Examens- und Alltagskenntnis mir dann vom den Repetitoren Alpmann und Schmidt vermittelt worden sind, zu denen ich ab 6.Semester regelmäßig hingewandert bin. Ihren mündlichen Vortrag habe ich, soweit nötig nachgearbeitet durch Bibliotheksstudium und schriftlich in Kurzfassung niedergelegt. Geschrieben wurde auf linierten DIN A4 Doppelbögen, jeweils im 5er-Pack, die dann mit Heftfaden in einen Aktenumschlag eingehftet wurden. Die Unterlagen habe mich die restliche Studienzeit und auch noch während der Referendarzeit begleitet.

Das hatte ich während meiner Studienzeit gelernt, als ich für 6 Wochen während des Sommer-Semesterferien etwa 1959 im Niedermarsberg am Amtsgericht als Aushilfs-Wachtmeister gearbeitet hatte. Dort musste ich u.a. die Grundakten heften, was damals noch mit den Hand mit Hilfe von Nadel und Faden erfolgte. Es wurden 4-5 Seiten am Rande ca. 1,5 cm geknickt und in diesem Knick wurde dann geheftet. Andere Tätigkeiten war die Zustellung von Urkunden mit der „grüner Wachtmeisterurkunde“ oder Sitzungsdienst mit einer eisernen Handknebel im Wachtmeister-schreibtisch. Auf dem Boden des Amtsgerichts waren noch die Luftschutzvorkehrungen aus dem 2. Weltkrieg vorhanden: Eimer mit Wasser und Bindfäden von ca. 1,50 m Länge. Wasser zum Löschen und die Bindfäden, um die Akten zusammen zu binden und ins Freie zu werfen.

Die Hauptvorbereitung auf das Referendarexamen bestand allerdings im Schreiben von Übungs-klausuren. Die Klausurtext gab es jede Woche beim Repetitor je eine im Zivil, im Straf- und im öffentlichen Rechts, wohl abwechselnd. Einige Zeit später gab es dann ein vom Repetitor aufbereitete Musterlösung. Es gab am Ende ca. 100 Zivil und je 50 Straf- und öffentlich-rechtliche Klausuren, von den ich jeden Tag mehrere kursorisch zu lösen versuchte. Bei so viel Klausuren ist es so, dass man nach kurzer Zeit die früher schon mal erarbeitete Lösung bzw. den Inhalt der Musterlösung vollständig vergessen hat, so wie man auch die vielen Fernsehsendungen und Filme nach einiger Zeit völlig vergessen hat.

Dieses wiederholte Lösen von Klausurtexten war intellektuell durchaus anspruchsvoll, so dass man dieser sog. „Pferdekur“ nur allzu gern aus dem Weg ging, etwa in dem statt mit eigenem Nachdenken eine Lösung durch Blättern im Palandt-BGB Kommentar gesucht wurde, was intellektuell wesentlich entspannter war, oder noch besser, indem man sich erst einmal einen Kaffee oder Tee kochte.

Dazu erinnere ich mich, dass wir vor dem Abitur in Arolsen eine Berufsberatung hatten. Dabei berichtete ein Richter, dass man als Jurist bei der Vielzahl der Fälle nach kurzer Zeit die Details der Sachverhalte und deren juristischen Würdigung völlig vergesse. So erkenne man eigene Urteile nach einer gewissen Zeit nicht mehr als von einem selbst geschrieben wieder. Insofern scheidet es auch aus, dass man sich auf Dauer in seiner Arbeit wiederfinde und Selbstbestätigung daraus ziehe. Das habe ich auch später bei meinen Ausarbeitungen und Veröffentlichungen festgestellt, vor allem auch bei meine Vorlesungsmanuskripten, die ich im Jahresabstand so studieren musste, als hätte jemand anderes sie verfasst. Ich habe es deshalb dann auch aufgegeben, Langfassungen von Vorlesungstexten zu machen, sondern mich auf die Niederlegung ausführlicher Gliederungen, evtl. mit erläuternden Anmerkungen, beschränkt.

Das abschließende Großereignis des Jurastudiums war die sogenannte 6 Wochenarbeit, die Bearbeitung eines juristischen Falles in genau 6 Wochen, einschließlich der Reinschrift und Posteinlieferung. Es gab damals noch keine Computer, Schreibprogramme und elektronische Drucker; als einzige Hilfe gab es versierte Schreibkräfte, die 60-80 Seiten ziemlich schreibfehlerfrei auf Diktat oder von einem sauberen, lesbaren Manuskript am Tag vor Abgabe unterschrieben und die schon Wochen vorher dazu angeheuert werden mussten. Für die Bearbeitung gab es meiner Erinnerung nach gewisse bewährte Zeitrahmen, in den bestimmte Arbeitsschritte geleistet werden mussten, wenn nicht die Arbeit in ein Chaos enden sollte. Eine Daumenregel besagte, dass eine solche Arbeit ca. dreimal geschrieben werden muss: als Rohmanuskript, in einer konsolidierten Fassung und schließlich als Reinschrift. Das verlangt eine stringente Arbeitsplanung, die heute mit den modernen Computern und Schreibprogrammen scheinbar, nicht nur anscheinend entbehrlich ist. Die äußere bessere Formatierung der Texte verdeckt heute vielfach ausgefeiltere äußere Form abgegebener Examensarbeiten verdeckt vielfach die unterbliebene gründliche Befassung

mit den zu behandelnden Inhalten, eine Erfahrung, die ich bei der langjährigen Betreuung von Examens- und Projektarbeiten nicht selten gemacht habe, weil der einmal festgelegte Text nicht mehr durch eine gründliche Überarbeitung in Frage gestellt wird, vor allem nicht angemessen gekürzt wird.

Nach glücklich bestandenem 1. Examen erhielt ich einen Empfang in Wieland Königs Wohnung in der Münster in der Burkhardstraße, zu dem alle meine Freunde aus der Studienzeit kamen. Mir fiel ein Stein vom Herzen, dass mit dem erzielten „Prädikatsexamen“ die Basis für eine künftige Juristenlaufbahn geschaffen war.

Studienzeit, Referendarzeit und 2. Staatsexamen

Nach bestandenen Abitur 1957 habe ich an der Universität Bonn ein Studium der Rechtswissenschaften begonnen, war nach zwei Anfangssemestern dort für weitere 2 Semester nach München gewechselt und habe schließlich nach den Restsemestern in Münster und dem Besuch des Repetitoriums Alpman-Schmidt im Jahre 1962 mein 1. Staatsexamen gemacht. Das war für ein Jurastudium ziemlich schnell, aber doch lebensmäßig einen Zeitraum von rund 5 Jahren, aber das war eben nicht nur Studieren und Examen.

Die Pensionszahlungen meiner Mutter waren während meiner Studienzeit schrittweise wesentlich angehoben worden, hatte sie bei Studienbeginn nur etwas mehr als 400,-DM (als Witwe eines im Kriege gebliebenen fiktiven Landgerichtsdirektors“) verfügbar, so war das im Laufe der Zeit doch erheblich angehoben worden. So bekam ich zum Schluss meines Studiums etwa 170,-DM von ihr plus 20,-DM von meinen Großeltern, die inzwischen ihren Lastenausgleich ausbezahlt bekommen hatten für den Verlust ihres Hauses und ihres Besitzstandes, sowie 5 DM von meiner Tante, deren Rente von der Knorrbremse sich auch etwas erhöht hatte. Das war insgesamt ein recht guter Studentenwechsel.

Ich habe im Semester nur sehr gelegentlich gearbeitet, wohl aber in den Semesterferien, u.a. als Hilfskraft im Bundearbeitsministerium, als Hilfspolizist am Amtsgericht in Marsberg, im Kornhaus in Niedermarsberg und einmal in München beim Zirkus: Plakate kleben. Ich konnte später immer überall verkünden, ich hätte schon mehr Korn mit meinen Händen bewegt, als die mich nervenden Umstehenden in ihrem Leben gegessen hätten, und in der Universität später, mich könne nichts erschüttern, weil ich früher schon im Zirkus gearbeitet hätte.

Eine sehr interessante Nebentätigkeit habe von München aus gemacht: Ich wurde mit ca. 15 Kommilitonen per Bus nach Wien gebracht, und wir hatten dort per Befragung die Einkaufsgewohnheiten der Bevölkerung zu ermitteln, weil wohl ein deutscher Kaufhauskonzern in der Wiener Innenstadt ein Kaufhaus übernehmen und deshalb wissen wollte, ob die Bevölkerung aus den Außenbezirken dort überhaupt einkaufen werde. Es war eine tolle Woche, die wir in Wien erlebt haben mit viel österreichischem Weißwein und Zittermusik vom Dritten Mann und sehr netten Kommilitonen. Ich erinnere mich, eine Reihe von Interviews in einer Feuerwache geführt zu haben, wo die Feuerwehrleute froh waren, Unterhaltung zu haben. Später habe ich erfahren, die besten Interviews habe ein bestimmter Kommilitone abgegeben, von dem wir wussten, dass er die Fragebögen samt und sonders in einem Heurigenlokal ohne die Mühe der Befragung frei erfunden ausgefüllt hatte, dementsprechend in gut leserlicher Schrift angefertigt hatte. **Referendarzeit in**

NRW, Berlin und Zürich

Einen Tag nach meinem 24. Geburtstag, am 13.12.1962, begann ich meine Referendarzeit am Amtsgericht Niedermarsberg, dessen aufsichts-führenden Richter Middendorf ich kannte.

Es gab noch eine personalrechtliche Verwicklung, weil die Beamtenurkunde -Referendare waren ja Beamte auf Zeit-- auf den 15.11.62 datiert war, und diese Urkunde nun 2 Tage zu früh ausgehändigt worden war und ich damit formal 2 Tage früher, als vorgesehen, Beamter wurde. Ich bekam also 2 Monate früher Referendargehalt. Damals ca. 240 DM, später etwas mehr als 330,-DM. Ich stand mich damit finanziell als nur unerheblich besser als zu meiner Studentenzeit.

Die amtsgerichtliche Tätigkeit gefiel mir mäßig gut. Immerhin habe ich eines dabei gelernt, mit vorschnellen Entscheidungen vorsichtig zu sein. Der ausbildende Richter zog sich nämlich, auch bei eigentlich nachgeordneten Entscheidungen, stets aus dem Sitzungssaal in sein Dienstzimmer für einen Moment zurück, bevor er die meist prozessuale Entscheidung traf. So lassen sich in der Tat viele im Ergebnis unzutreffende Entscheidungen, die einen später reuen, vermeiden,- nicht nur bei Gericht.

Zu Weihnachten fuhr ich dann als frisch gebackener Referendar mit entsprechend stolz geschwellter Brust nach Arolsen, wo herkömmlich alljährlich ein Ball der Ehemaligen Schüler meines Christian-Rauch-Gymnasiums im Arolser, heute „Bad Arolser“ Kursaal stattfand. Dort traf ich eine ehemalige Mitschülerin, die allerdings eine Klasse tiefer gewesen war, Renate von Ploetz, die mir erzählte, dass in Berlin Jura studiere und in den Internationalen Studentenheim Eichkamp wohne, des ersten deutschen, von den studentischen Bewohnern selbstverwalteten Studentenheims. Sie war dort stellvertretende Vorsitzende des studentischen Trägervereins und sagt mir, dass es in den Semesterferien immer freie Zimmer gäbe, falls ich nach Berlin als Referendar kommen wolle.

Das wollte ich allerdings. Ich war nämlich kurz nach meinem Eintritt in den Referendardienst mit Studienfreunden aus Münster über ein Wochenende nach Berlin zu einer Aufführung des Musicals „My Fair Lady“ im Theater des Westens gewesen, wobei mich weniger das Musical als Berlin als Stadt faszinierte.

Überdies gab es damals die politisch gewünschte Möglichkeit, als westdeutscher Referendar als „Gastreferendar“ nach Berlin zu gehen, und dazu gab es noch 100,- DM mehr im Monat und die Reisekosten nach Berlin. Dieses Gastreferendariat leitete ich Anfang 1963 unverzüglich in die Wege. Renate besorgte mir ein Zimmer in Haus 1 des Internationalen Studentenheims in Eichkamp. Ich hatte auch einen guten Grund, formal dort zu wohnen, weil ich inzwischen von meinem ersten Doktorvater Lukes ein Dokorthema bekommen hatte, an dem ich arbeiten wollte. Nach den eher spröden letzten Studiensemestern mit Examensvorbereitungen war ich ganz froh, noch einmal in ein studentisches Ambiente zurück-zukommen. So richtiges Studentenleben, wie es dort gepflogen wurde, gelang freilich nicht mehr: erst bei der Staatsanwaltschaft beim Landesgericht Berlin, später beim Amtsgericht Tiergarten bei einem Strafrichter und schließlich in der Kammer für Handelssachen am Landgericht Tegelerweg, da musste halt doch kontinuierlich gearbeitet werden. Der Strafrichter teilte etwa die zu formulierenden Strafurteile eines Sitzungstages genau hälftig zwischen uns beiden auf und meine Hälfte musste ich schreiben. Aber immerhin gewann ich in diesem Studentenheim eine Reihe Freunde, mit den ich bis heute in Kontakt bin.

Der freie Eichkampgeist hat viele meiner bisherigen Einstellungen doch sehr gelockert, so dass ich mich in meinem späteren Ausbildungs- und Berufsweg doch sehr von vielen eher engen juristische Denkstrukturen freimachen konnte.

Das Berliner Leben sollte freilich nicht lange andauern. Ich erlebte noch den Besuch von Kennedy 1963 in Berlin, der die Stadt und schließlich auch mich, der ich zunächst dem Besuch völlig gleichgültig gegenübergestanden hatte, in einen Begeisterungstaumel versetzte.

Eine nette Anekdote wurde mir von der Ehrendoktorverleihung an Kennedy durch die Frei Universität berichtet. Dabei ergab sich die Schwierigkeit, dass der die Ehrung verleihende altsprachliche Universitätsrepäsentant nicht Englisch konnte, man Kennedy die Verleihung in Deutsch aber nicht zumuten wollte. Der Versuch in einem Super-Schell- Englischkurs das

Sprachdefizit des Rektors zu beheben scheiterte leider. Man entschloss sich deshalb, die Verleihung in Latein vorzunehmen, womit der Sprachkonflikt politisch gelöst war.

Die Massensuggestion hatte wirklich erstaunliche Wirkungen, wie ich auch bei Besuch am 1. Mai in Ostberlin mit großen Massenumzug mit ganz anderen politischen Vorzeichen festgestellt habe.

In der Mitte meiner Landgerichtsstation musst ich zurück nach Westdeutschland, weil meine Mutter inzwischen von Niedermarsberg zurück nach Dortmund gezogen war, das ehemalige Evakuierte mit Wohnungsangeboten zurücklockte. Meine Mutter fühlte sich dort zunächst sehr isoliert Sie hatte auch eine wenig schöne Wohnung weit ab von der Stadt in der Nähe von Dortmund-Applerbeck in Dortmund-Schüren erhalten.

Sie meinte, als einziger Sohn einer Kriegerwitwe müssste ich mich um sie kümmern. Damals waren Söhne noch folgsam, und so tat ich das, freilich nur für wenige Monate. Dann verlegte ich unter Hinweis auf meine Referendarstation und meine Promotionsabsichten, für die ich Universitätsnähe brauche, meinen Wohnsitz zurück nach Münster. Dort blieb ich dann bis zum 2. Staatsexamen und wohnte recht zentral hinter dem Schlosspark am Schlossgraben, in einem möblierten Zimmer mit einem fürchterlich stinkenden Öfen, in den immer zu viel Öl floss, was dann explosionsartig abbrannte, wenn gezündet wurde. Zwei Monate ließ ich mich auch für meine Dissertation beurlauben, ohne dass sie merkliche Fortschritte machte. Es stand dann aber auch schon das 2. Staatsexamen bevor und verlangte entsprechende Examensvorbereitungen, so dass ich dann mit gutem Gewissen das Promovieren ruhen ließ.

Mit der „Ente“ als Referendar an die Handelskammer DeutschlandSchweiz

Inzwischen war ich stolzer Autobesitzer einer grünen „Ente“, also eines Citroen 2CV, der bei einem Verbrauch von 4 l/100km und Spritpreisen von 0.45 DM/l selbst von schlecht bezahlten Referendaren finanziert und gefahren werden konnte. Langsames Autofahren bereitet mir seitdem keine Schwierigkeiten. Auch habe ich mit den Grundlagen der Auto- und Motormechanik vertraut gemacht und zudem noch Französisch gelernt, weil das Reparaturbuch in dieser Sprache verfasst war. Später veräußerte ich den 2 CV und kaufte ein VW Cabrio, das leider zunehmend durchrostete, so dass ständig Wasser unter den Fußmatten stand. Mein Kollege Klein äußerte dazu, das sei eben ein Auto, zu dessen Betrieb nicht nur ein Führerschein, sondern auch ein Kapitänspatent erforderlich sei.

Die mit dem 2CV gewonnene Mobilität veranlasste mich, die damals langwierige, dreieinhalb-jährige Referendarzeit doch zu einem Auslandsaufenthalt zu nutzen, wobei ich mangels guter oder gar fließender Fremdsprachkenntnisse zwangsläufig auf die Schweiz verfiel.

Die juristische Tätigkeit bei den verschiedenen Gerichten fand ich fachlich und insbesondere persönlich äußerst unbefriedigend. Ich wollte deshalb jedenfalls das richterliche Berufsfeld verlassen, obwohl meine Mutter in Hinblick auf die Richtertätigkeit meines Vaters mir immer einzureden versucht hatte, doch auch Richter zu werden. Ich hatte mir jedoch überlegt, eher im Grenzbereich von Juristerei und Ökonomie tätig zu werden. Leider war meine Bestrebung noch in Berlin, meine arbeitsgerichtliche Ausbildung bei einem Verband, etwa einem Arbeitgeberverband abzuleisten wegen meines Rückzugs nach Dortmund gescheitert.

Eine Bewerbung bei der Handelskammer Deutschland-Schweiz in Zürich in der Schweiz als freier Referendarstation mit dem damaligen Geschäftsführer Dr. Maier-Marsilius und ihrem Kammerjuristen Dr. Hangarter waren indes erfolgreich. So packte ich meine Siebensachen in den 2 CV und fuhr in die Schweiz auf der Basis der deutsch-schweizer Stagiaire Abkommens, amtsärztlich an der Grenze untersucht und darauf-hingewiesen, dass man mit unter

16jährigen Mädchen nicht schlafen dürfe, was angeblich wegen der insoweit unbedarften zureisenden Italiener ein notwendiger Hinweis sei.

Ich fand ein Zimmer in einem eher bescheidenen Einfamilienhaus in Wipkingen. Wo es genau lag, weiß ich heute nicht mehr. Jedenfalls lag in einem Einbauschränk in der Dachschräge ein schweres Gewehr, wie es sich für einen Schweizer Haushalt gehört.

Parkmöglichkeiten für mein Auto waren damals dort kein Problem, wohl aber in der Innenstadt Am Talacker, wo damals die Handelskammer ihre Geschäftsräume im 1. Stock hatte. Wir waren mehrere Referendare. Wir bekamen von der Handelskammer noch 100 Fr.. im Monat hinzu zu unserem weiter gezahlten Referendargehalt und wurden besonders bezahlt, wenn wir allfällige Aufgaben zusätzlich erledigten. Nur die Aktualisierung des Deutsche Bundesrecht, einer vielbändigen Loseblattsammlung, für die stapelweise Nachlieferung einzuordnen waren, lehnten trotz zugesagter sehr guter Bezahlung ab.

Seit dieser Zeit resultiert meine Abneigung gegen jederlei Sammelwerke mit Nachlieferungen. Die Arbeit war vielgestaltig. Material für Reden und Aufsätze, etwa für die Kammerzeitschrift musste zusammengestellt werden. Die Kammer betrieb ein Art Inkassostelle. Wenn die zuständige Angestellte fehlt, mussten wir einspringen. Es gab zahllose Besucher, die über Zürich und die Kammer zu unterrichten waren. Ferner wurde Schiedsgerichte bei Handelsstreitigkeiten durchgeführt, was erforderten, praxisnahe Kompromisse als Lösung vorzuschlagen, woran ich mich gern beteiligte.

Als größere Aufgabe wurde mir die Aktualisierung einer Kammerschrift über das Deutsch-Schweizer Vollstreckungsabkommen übertragen, wozu einige Zeit nach Freiburg an Universitätsbibliotheken musste, natürlich gegen Kostenerstattung. Die überarbeitete Schrift ist dann später in Buchform erschienen und war damit meine erste Buchveröffentlichung, worauf ich damals mächtig stolz war. Wie über die meisten meiner Veröffentlichungen während meines späteren Berufslebens ist auch über dieser die Zeit hinweggegangen, hier weil sich die zugrundeliegende Problematik durch eine Gesetzänderung erledigt hat. Der Bedeutungsverlust seiner schriftlichen Ausarbeitungen im Zeitablauf ist ein bekanntes Phänomen, mit dem man sich als Jurist vertraut machen muß.

Schicksal meines Freundes Georg Stroth

Jedenfalls fuhr ich gern nach Freiburg, weil dort mein Conabiturient und Freund Georg Stroth noch studierte. Nach vielen Studienwechseln von Mathematik, Philosophie und Theologie war er zur Medizin gekommen und hatte bereits sein Physikum geschafft, als er sich von einem Freund mit einer TBC infizierte., deren Ausheilung sehr lang in Anspruch nahm und zum Teilverlust eines Lungenflügels führte. Ich hatte ihn schon zu Referendarzeit wiederholt in Freiburg besucht, weil ich mir einen teureren Sommerurlaub, als in einem freistehenden Freiburger Studentenheim-Zimmer nicht leisten konnte. Ich kannte deshalb seine Freunde und Bekannten. Ich besuchte in also in der Universitätsklinik, und abends traf ich mich mit seinen Freunden. Die beliebteste Weinkneipe war das „Schnakeloch“, irgendwo am Rande von Freiburg gelegen.

Nach seiner Gesundung nach mehr als zwei Jahren Erkrankung versagte ihm später die Ärztekammer die Anerkennung seines bereits bestandenen ärztlichen Physikums wegen des Zeitablaufs und damit ein Weiterstudium ohne erneute Ablegung des Physikum. Er brach deshalb das Studium ab und begann eine Ausbildung zum Heilpraktiker, die er erfolgreich abschloss. Er eröffnete eine Praxis in Hannover mit großem wirtschaftlichem Erfolg. Er arbeitete wohl homöopathisch mit atemberaubenden Verdünnungen von Substanzen, die er in Ampullen bezog und je nach Patienten mischte und injizierte. Er bekam dann Schwierigkeiten wegen Verstoßes gegen das Arzneimittelgesetz, konnte die Praxis schließen

allerdings mit dem Hinweis abwenden, indem er auf die möglichen Todesfälle hinwies, die im Falle einer Praxisschließung einigen seiner Patienten drohen würden. Das hielt die Behörde davon ab, eine Schließung durchzusetzen. Das arzneimittelrechtliche Problem war, dass er die bereits hochverdünnten, apothekenmäßig hergestellten Ampullen, deren Inhalt er immer nur zum Teil brauchte, nicht für jeden Patienten neu öffnete, sondern die bereits geöffneten Ampullen auch für weitere Patienten benutzte. Wir haben uns später nach anlässlich einer Dokumenta Ausstellungen in Kassel getroffen, und ich habe dabei auch seine Frau und seinen Sohn kennengelernt. Seine Einladung, mit seinem Privatflugzeug mitzufliegen haben wir allerdings höflich abgelehnt. Er ist später sehr schwer erkrankt an einer mit schweren Persönlichkeitsstörungen verbundenen Krankheit und nach Hofgeismar in ein Alten- und Pflegeheim gegangen, wo wir ihn kurz vor seinem Tode noch einmal besucht haben. Er hat seine letzte Ruhe im Friedwald bei Kassel gefunden.

Einmal besuchte ich auf einer Rückfahrt von Freiburg nach Zürich eine Kommilitonin von Georg Stroth in Waldshut, wo diese gerade im Krankenhaus Dienst tat, als ein Anruf kam, sie müsse sofort bei einer Notoperation eines Blinddarms eines Ferienkindes assistieren. Sie stellte mich dem Operateur als Kommilitonen aus Freiburg vor, und dieser hatte gegen meine Anwesenheit bei der Operation keine Bedenken. Zunächst sah ich die Operation gelassen an, aber als gegen Schluss die Wunde schichtenweise wieder genäht werden musste, wurde mir freilich ganz blümerant, so dass dem Operateur doch erhebliche Zweifel kamen, ob ich wirklich von der medizinischen Zunft sei. Er hielt mit seiner Skepsis auch nicht hinter dem Berg. Ich war dann froh, als alles vorbei und ich aus dem OP wieder raus konnte.

Die Kammerleitung in Zürich war der Auffassung, wir Referendare dürften uns nicht nur der Deutsch-Schweiz aufhalten, sondern müssten auch in der WelschSchweiz, also der französischen Schweiz gewesen sein. Wir bekamen also Geld, um Richtung Genf zu fahren, was wir unter Genuss von viel Fendant auch gern taten. Im Übrigen nutzte ich meine „Ente“, die nähere und weitere Umgebung Zürichs zu erkunden. Im Sommer gings zum Zugersee zum Baden, im Herbst ins prächtig gefärbte Engadin.

Eine besonderes Ereignis meiner Züricher Zeit brachte das 40jährige Jubiläum der Migros (Motto. 2x20Jahre jung). Als Vertreter der Kammerzeitschrift nahm ich an einer Pressefahrt teil.

Seit dieser Zeit resultiert meine Skepsis gegenüber Eiernudeln, weil ich gesehen habe, was beim Aufschlagen der Eier alles in den Nudelteig läuft. Hieraus resultierte mein erster in einer Zeitschrift veröffentlichter Artikel. Die mitfahrenden „Pressekollegen“ vermittelten mir die Einsicht, dass eine positive Berichterstattung empfehlenswert sein, will man nur dann als Pressevertreter mit künftigen Presse-Einladungen rechnen könne.

Hier bei der Handelskammer Deutschland-Schweiz in Zürich habe ich vieles gelernt, was ich im Berufsleben später gut haben brauchen können, jedenfalls ungleich mehr als bei den vielfach demotivierenden Justiz-Referendars Stagen. Dabei hatte ich noch eher Glück mit meinen Ausbildern. Auch sie litten ja unter der doch vielfach als menschenverachtend empfunden Personalführungsstrategie der Justiz

2. Staatsexamen in Düsseldorf

Das 2. Staatsexamen wurden dann im Justizministerium in Düsseldorf abgenommen, eine sehr aufregende Angelegenheit. Es begann mit einem Aktenvortrag über ein mir kurz vorher übergebenes Aktenstück. Dabei habe ich mir aus Nervosität den Knopf an meinem schwarzen Anzug abgedreht. An die Einzelheiten der „2. Staatsprüfung, wie auch übrigen

der 1. Staatsprüfung kann ich mich überhaupt nicht mehr erinnern. Einige Jahre danach habe ich zwar immer einmal wieder davon geträumt, aber das hat sich inzwischen gegeben.

Erinnern kann ich mich allerdings an eine Assessor Prüfung, bei der ich in Vorbereitung meines Examens als Gast zuhören konnte, bei dem ein Kollege, der später auch in Münster, jedoch bei der Bezirksregierung tätig war, sein Examen mit „gut“ ablegte. Die Fragen, die ihm gestellt wurden, war nicht sehr schwer, so er die erwartete Lösung durchschaute. Mit großem Geschick zögerte er indes die Lösung durch zahlreiche Zwischenerwägungen heraus und behielt damit die Führung der Prüfung gegenüber den Prüfern in der Hand. Er war später mit der Verteilung von Lehrerstellen in Münster und im Münsterland befasst, kein leichter Job, nachdem viele Lehrerinnen mit Juristen verheiratet sind, die keinen Rechtsstreit scheuten, um die Versetzungsvorstellungen für ihre Frau durchzufechten.

Nach bestandenem 2. Staatsexamen bekam ich einen Brief des Landgerichtspräsidenten in Münster, der erste Brief an mich einer Justizstelle in einer mitteleuropäischen Umgangsform entsprechenden sprachlichen Fassung, ob ich nicht in die Dienste der Justiz treten wolle. Nein danke, das wollte ich nicht!

Eintritt in das Zentralinstitut für Raumplanung an der Universität Münster

Nach bestandenerm Assessorexamen stellte sich die Fragen, wie sich Berufsaufnahme und meine Promotionsabsichten miteinander vereinbaren ließen. Mein Herz schlug eigentlich für Süddeutschland, Freiburg, Tübingen?

Durch den Schweiz Aufenthalt war ich eigentlich für Norddeutschland und Münster verloren. Die Chancen einer Tätigkeit an einer süddeutschen Universität stellten sich indes als schlecht heraus. Es gab keine Stellen, und ich hatte auch dorthin keine Beziehungen.

Da erfuhr ich durch Zufall bei meinem Freund Benschmidt, am Zentralinstitut für Raumplanung (ZfR) in Münster werde ein wissenschaftlicher Assistent auf der Basis BAT IIa gesucht. Ich rief dort an und erfuhr dort, der im Bundesministerium des Inneren tätige Staatssekretär Ernst, der zusammen mit den Münsteraner Professoren Westermann, Schneider und Schelski das interdisziplinäre ZfR als politische Rückzugsmöglichkeit im Falle einer politischen Veränderung vorsorglich ins Leben gerufen und mit Bundes- und komplementäre NRW-Landesmitteln ausgestattet habe, suche einen wissenschaftlichen Mitarbeiter, nicht zuletzt auch im Hinblick auf eine künftige einmal notwendig werdenden Zuarbeit als Assistent, falls ihm der Ministerialapparat nicht mehr zur Verfügung stehe.

Ich wurde zunächst erst einmal von dem damals an seiner Habilschrift sitzenden Westermann-Schüler Dr. Schulte, der seinen Arbeitsplatz in dem neue ausgestatten ZfR in Wilmergasse hatte, auf meine juristische und persönliche Befähigung dazu einvernommen. Daraufhin wurde ich umgehend in das Gartenhaus von Professor Westermann in einer Seitenstrasse gegenüber der Univ. Hautklinik bestellt. Nach kurzem Gespräch mit diesem als Prüfer im 1. Staatsexamen und wegen seines scharfen Mundwerks sehr gefürchteten Mannes, erwies sich dieser aber als sehr liebenswürdig. Er rief noch in meiner Anwesenheit Ernst im Innenministerium in Bonn an und empfahl mich zur Einstellung. Daraufhin wurde ich unverzüglich nach Bonn in Marsch gesetzt und saß dort alsbald erstmalig in meinem juristischen Leben einem echten Staatssekretär und ehemaligen Bundesrichter gegenüber.

Das Gespräch verlief wesentlich angenehmer, als ich das als Referendar mit Oberregierungsräten und Landgerichtsdirektoren erlebt hatte, die höchsten Beamtenränge, mit den ich bis dahin Kontakt gehabt hatte. Besonders eindrucksvoll war für mich, dass während des Gespräches ein leibhafter Regierungsdirektor als persönlicher Referent dabei saß, der alles, was der Staatssekretär ausführte und als etwaiger Auftrag an nachgeordnete Ministerialbeamte aufgefasst werden konnte, fein säuberlich in eine Kladde eintrug, damit es nicht verloren ginge. Überhaupt hatte ich den Eindruck, dass ich im Hinblick darauf, mich für die Tätigkeit im ZfR zu gewinnen, wesentlich zuvorkommender behandelt wurde als besagter Regierungsdirektor.

Was es mit der Raumordnung auf sich hatte, war mir damals völlig unklar. Ich hatte mich während meiner Studien- und späteren Referendarzeit immer für den Grenzbereich von Juristerei und Ökonomie, insbesondere für das Wirtschafts- und Gesellschaftsrecht befasst, dagegen kaum für das öffentliche Recht, wenig für das Baurecht und schon gar nicht für das Raumordnungs- und Landesplanungsrecht interessiert

Deshalb war es auch gar nicht so abwegig, dass Westermann und Ernst sich keineswegs ganz sicher waren, mich für das ZfR interessieren zu können. Immerhin traf die Stelle am ZfR exakt meine Vorstellung, eine bezahlte berufliche Tätigkeit mit meinen Promotionsabsichten verknüpfen zu können.

Also unterschrieb ich den Vertrag. Formaler Rechtsträger für das ZfR an der Universität Münster war die Städtebauakademie e.V. Rheydt, also ein privater Verein, an den auch die Bundes- und Landeszuschüsse gezahlt und von dem sie nach Abzug eines Verwaltungskostenanteils an die Universität Münster als Drittmittel für das ZfR als ein Institut nicht der, sondern an der Universität Münster, weitergegeben wurde. Ich war also im universitären und beamtenrechtlichen Sinne nicht universitärer wissenschaftlicher Assistenz, sondern privatrechtlicher Angestellter. Das Eintreten in ein Dauerangestelltenverhältnis nach 5 Jahren war nach Vertrag ausgeschlossen; solange wollte ich auch nicht bleiben. Bei meiner späteren Verbeamtung wurde allerdings bei mir die Zeit als öffentlicher Dienst angerechnet; was bei späteren ZfR-Mitarbeitern dann nicht mehr klappte.

Jetzt wurde ich auch für meine Zeit als Referendar, somit als Beamter auf Zeit oder Widerruf, beim Rententräger nachversichert, wobei ich erfuhr, dass die Justiz mir als Referendar in dreieinhalb Jahren Referendarzeit insgesamt gerade mal insgesamt ca.12000,- DM an Referendarbezügen gezahlt hatte, die dann die Basis für die Nachversicherung waren.

Mit dem Eintritt in das ZfR war ich allgemein rentenversichert. Auf die dort angesparten Rentenbeiträge erhalte ich bis heute eine kleine Rente, um die meine Pensionsbezüge gekürzt werden. Immerhin verbesserte sich mit dem Eintritt in das ZfR meine finanzielle Situation von rd.380,-DM Referendarsalär auf jetzt ca.1600,- (Vergleich. ein VW-Käfer Export kostete damals etwas über 4000,-DM)

Die Einarbeitung in die Raumordnung und das Raumordnungsrecht erwies sich als nicht ganz einfach. Ich las insbesondere die langen Einführungen von Bielenberg in dem Loseblattkommentar zum BBauG von Ernst-Zinkahn-Bielenberg aus dem Beck-Verlag, die allerdings zu dem Thema, das mir Ernst in seiner nur schwer leserlichen Sütterlin-Schrift auf einem kleinen Zettel als von mir zu bearbeiten notiert hatte: "Grundlagen eines Bundesentwicklungsplanes" nur wenig Aufschluss gaben. Erst 20 Jahre später habe ich erfahren, dass Ernst zu diesem Thema damals einen Vortrag vor dem Landschaftsverband Westfalen in Münster gehalten hatte, der auch in einer Verbandschrift veröffentlicht worden war, was er mir aber nicht gesagt hatte, überhaupt hatte er zu dem Thema und den dazu vom ihm gehegten Erwartungen an mich keine weiteren Erklärungen abgegeben, und als junger Jurist fragte man damals auch nicht.

Immerhin kam ich in die allgemeine Problematik ziemlich deshalb ziemlich schnell hinein, weil ich als Zuhörer an der Baurechtsvorlesung teilnahm, die Ernst als Honorarprofessor an der Universität Münster für die Juristen hielt. Als „Vater des Bundesbaugesetzes“ und Initiator des Bundesraumordnungsgesetzes von 1975 konnte Ernst sehr anschaulich über die hinter den gesetzlichen Vorschriften stehenden Probleme referieren, so dass ich bald mit den rechtlichen und verwaltungsmäßigen Grundzügen der Materie vertraut war.

Ernst kam zu der Vorlesung nachmittags aus Bonn angereist, und übernachtete dann in Münster im Hotel und fuhr am nächsten Morgen zurück. Wir tranken dann abends noch gemeinsam ein Bier, und Ernst war dann immer sehr interessiert zu hören, wie die damals beginnende „studentische Revolution“ von mir als einem dem Spartakus und ähnlichen linken studentischen Zusammenschlüssen nicht gerade Nahestehenden eingeschätzt werde, zumal das Bundesinnenministerium dem VDS (Verein Deutscher Studentenschaften), - dessen Bezug zur universitären Studentenschaft ich bis heute nicht ansatzweise verstehe-, unverdrossen weiter mit Geldmitteln ausstattete.

Heute weiß ich, dass dahin nicht allein ein persönliches Informationsinteresse stand, sondern Ernst als überzeugte Nachkriegs-Demokrat, wie auch andere Beamte im Bundes Innenministerium, umgetrieben hat, den linken Anstrengungen während der studentischen 6

8er Unruhen, die demokratischen Aufbau der Bundesrepublik auf der Basis des Grundgesetzes von 1949 zu konterkarieren, entgegenzuwirken. Derartige links-liberale Antipathien und Anfeindungen schlugen Ernst wohl bis heute entgegen und haben etwa dazu geführt, dass seine Ehrenpräsidenschaft in der Akademie für Raumforschung und Landesplanung und seine Verdienste um die Bundesraumordnung doch recht unbedarft von entsprechend politisch ausgerichteten Akademie Verantwortlichen demontiert werden konnten. Die Einzelheiten und Motivationen dazu sind undurchsichtig und gehen möglicherweise auf bewußte oder unbewußte linksliberal-faschistisch-genderistische Einstellungen zurück, wie sie gerade universitär heute verbreitet sind. Es gab damals in der 58er Jahren der Beginn tagelang andauernde studentische Versammlungen im H1, im neubauten Hörsaalgebäude am Hindenburgplatz, das mit einem Atombomben-festen Luftschutzkellersystem ausgestattet war. Dieses war allerdings für so wenig Personen ausgelegt, dass wir immer witzelten, im nächsten Atomkrieg würden dann voraussichtlich wohl nur die über die Schlüsselgewalt darüber verfügenden Hausmeister und mit ihren Familien überleben.

Das wissenschaftlich Neue am Zentralinstitut war dessen interdisziplinäre Ausrichtung: Wir hatten eine Abteilungsstruktur mit juristischer (Westermann), ökonomischer (H.K:Schneider) und soziologischer (Schelski) Ausrichtung, Erster Geschäftsführer (erster war Storbeck, später Univ.Bielefeld, u.a. dort langjähriger Prorektor) regelte den verwaltungsmäßigen Alltag; unterhalb des Direktoriums waren bereits promovierte Mitarbeiter als Abteilungsleiter für die alltägliche wissenschaftliche Koordination innerhalb der und zwischen den Abteilungen zuständig. Gewisse Störfaktoren stellten die Geografen dar, deren disziplinäres Selbstverständnis sich insbesondere an dem der Ökonomen rieb. Der am Institut tätige Geograph Steinberg war auf Westfalia spezialisiert und stand weitgehend außerhalb.

Im Anfang führte der interdisziplinäre Anspruch zu einer recht entspannten Arbeitsatmosphäre, die allerdings nicht zügig zu greifbaren und effektiven Arbeitsergebnissen bezogen auf den doch recht erheblichen Mitarbeiterstab führte. Immerhin zwangen die alljährlich zu fertigenden Arbeitsberichten, die Effizienz nicht ganz aus den Augen zu verlieren. Zunehmend wurden sich in die Finanziere, nämlich dem Bundesbauministerium und die für die Landesplanung in NRW zuständige Staatskanzlei, bewusst, dass die von ihnen geförderte Interdisziplinarität keineswegs zeitnahe Hilfe für die Ministerialarbeit lieferte.

Vielsagend führte das damals von Schelski zur Universitätssituation herausgebrachte Buch den Titel: „Die Arbeit tun die anderen“. Dies illustriert leiden in vielen Fällen interdisziplinäre Arbeitsprozesse, wenn nicht überhaupt viele universitäre Wissenschaftsprozesse.

Dies deckt sich auch mit Erfahrungen, die sich aus der Arbeit der ersten Forschungsgruppen an dem ebenfalls unter Beteiligung von Schelski initiierten „Zentrum für Interdisziplinäre Forschungen“-ZIF an der neu gegründeten Universität Bielefeld ergaben. Dort wurden sehr aufwendig in weitgehender Selbstorganisation und Freiheit die Campus-Unterbringung und der Lebensunterhalt von Forschergruppen finanziert, ohne dass am Ende der begrenzten Förderzeit, ich meine etwa einem Vierteljahr, dann in Relation zum hohen finanziellen Aufwendungen vorzeigbare Forschungsergebnisse vorgewiesen werden konnten.

Finanzierungsmäßige Korrekturen im Forschungsbetrieb dieser in ihrer Anfangsphase eher dem Forschungsschlaraffenland zuzurechnende Einrichtung der ZfR und des ZIF waren insofern unabweislich und kamen auch unverzüglich. Insofern funktionierte die Ministerialbürokratie in Bund und Ländern jedenfalls in der 70er Jahren noch recht prompt. Ich kann mich gut erinnern, wie mir-ich war damals gerade Geschäftsführer der ZfR

geworden- ein Ministerialbeamter aus Bonn mit Bestimmtheit eröffnete, wie sich das Ministerium die künftigen Arbeitsmodalitäten vorstelle und auch für den umgehenden Vollzug sorgte.

Von erheblicher Bedeutung für die interdisziplinäre Struktur des ZfR erwiesen sich in der Folgezeit zwei Änderungen in der Finanzierungsstruktur des ZfR. Neben der wachsenden zeitlichen und inhaltlichen Spezifizierung der Forschungsarbeit durch die vom Direktorium aufgestellten jährlichen Arbeitspläne wurde zunehmend darauf gesetzt, von der institutionellen Förderung zu einer projektbezogenen Förderung überzugehen, d.h. die Mittelvergabe an die Bearbeitung bestimmter von den Geldgebern vorgegebener Forschungsthemen zu knüpfen. Ein weiterer Punkt war das Ausscheiden des Landes NRW aus der Finanzierung des ZfR mit dem Ziele, die eingesparten Haushaltsmittel in die Finanzierung des in Dortmund neu gegründeten ILS (Institut für Landes- und Stadtentwicklung) zu stecken. Bei diesem Institut wollte der Land NRW Lehren aus seinem vorangegangenen Engagement beim ZfR ziehen: einmal: weniger freie, dafür stärker ressortgebundene Forschung, ferner einen breiteren Forschungsansatz, jedoch ohne Einbeziehung der Klärung rechtlicher Fragen, die möglichst nicht an ein wissenschaftliches Landesinstitut aus dem Ministerium herausdelegiert werden sollten.

Der Fall, dass Ernst von seiner Staatssekretär Position Bonn in die Institutsleitung nach Münster käme, trat schneller ein, als erwartet. Anlass war die von Ernst nicht hingenommene tendenziell schleichende Entmachtung der beamteten Staatssekretäre durch die Etablierung von Parlamentarischen Staatssekretäre, die er zum Anlass nahm, sein Amt zu Verfügung zu stellen. Dies war etwa ein Jahr, bevor die CDU geführte Bundesregierung durch eine SPD/FDP? Regierung abgelöst wurde und mit einem Mal eine größere Anzahl von hohen Ministerialbeamten, insbesondere Staatssekretären, ihrer gewohnten Verwaltungsapparates verlustig gingen und nach neuen Schreibtischen mit Sekretariaten suchten. Da hatte sich Ernst längst in Münster wohn- und arbeitsmäßig etabliert.

Die permanente Anwesenheit von Ernst in Münster und im ZfR veränderten die Arbeitsweise und das Arbeitsklima im Institut erheblich. Nacheinander und getrennt wurden die Abteilungsleiter zum Rapport gebeten, und das führte doch zu einer verschärften Konkurrenzsituation zwischen den Abteilungen.

Die Schimäre der Interdisziplinarität erwies sich als kaum interpersonell über die Abteilungsgrenzen hinweg lösbar, sondern eher als personal von den einzelnen disziplinären Bearbeitern auf Grund ihrer allgemeinen Eingebundenheit in das inter-disziplinäre Umfeld des Instituts zu leisten.

Die Problematik hat sich später an der Dortmunder Raumplanungsfakultät durchaus fortgesetzt. Die Studenten dort haben irrigerweise dort immer für sich in Anspruch genommen, sie seien die eigentlichen interdisziplinäre Raumplaner mit der stillschweigenden Implikation, sie seien damit von den Fesseln disziplinärer Wissenschaftlichkeit freigestellt. Diese Freistellung gibt es freilich nicht. Auch und gerade der interdisziplinäre Ansätze verfolgende Wissenschaftler muss den disziplinären status quo seiner Grunddisziplin beachten und diesem genügen.

In der Tat habe ich bei verschiedenen interdisziplinär im Hinblick auf die Beteiligung von Gutachtern unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen die Erfahrung gemacht, dass die rechtlichen Aussagen in derartigen Gutachten schnell ein Eigengewicht erhalten, die die anderen wissenschaftlichen Erwägungen in der Hintergrund treten lassen, jedenfalls dann wenn die rechtlichen Ausführungen nicht die politisch gewünschten Vorstellungen

bestätigen und verstärken. Zuweilen wurden derartige Gutachten dann nur zum Teil oder in groben Zusammenfassungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Daran hat sich in über 30 Jahren meiner Berufstätigkeit nichts geändert. Ein Blick ins Internet bestätigt, dass rechtlich-gutachterliche Aussagen kaum oder gar nicht, allenfalls über Wikileaks an die Öffentlichkeit dringen. Mit der Transparenz ist es, wenn relevante rechtliche Einschätzung in Gutachten o.ä. niedergelegt werden, nicht sehr weit her. Bücher und Zeitschriftenaufsätze verschleiern juristische Beurteilung oft mehr, als sie zu klären.

Auf die Zeit im ZfR gehen meine langjährigen Arbeitsbeziehungen zur Akademie für Raumforschung und Landesplanung zurück, damals aus meiner Sicht eine Vereinigung vor allem eine Versammlung gestandener Herren aus den Alterskohorten 1890-1925, in deren Kreis ich dann als seiner Zeit wohl eher als jüngstes korrespondierendes Mitglied in Hinblick auf zu übernehmende Hilfsfunktionen als Arbeitskreisleiter o.ä. berufen wurde. Auf meine inhaltliche Arbeit dort möchte ich hier nicht weiter eingehen. Jedenfalls habe ich im Zusammenhang mit der Akademietätigkeit sehr viele Reisen in allen Teil der alten Bonner Republik gemacht, und zwar fast alle mit Zug, so dass bis heute ein Bahnfan bin.

Bereits im ZfR habe ich begonnen, ausländische Verwaltungsansätze für die deutsche Rechtsfortentwicklung und Verwaltungspraxis fruchtbar zu machen, so beispielsweise solcher der englischen Sanierungsgesetzgebung und -praxis. Ich habe dann feststellen müssen, dass ein noch erheblicheres Interesse im Ausland an deutschen Planungsrechts- und Planungsvollzugsansätzen besteht, was sich durch die zunehmende Europäisierung des Rechts noch verstärkt hat.

Neue berufliche und familiäre Horizonte

Den Berufsbeginn nach Studium und Referendarzeit am ZfR haben ich als eine Art „Nachstudentenzeit“ ohne Examens- und Gelddruck empfunden, in der einiges noch nachgeholt werden konnte, was bislang auf der Strecke geblieben war. So habe ich einigermaßen vernünftig Englisch gelernt, so dass ich mich im englischsprachigen Ausland auch beruflich bewegen konnte. Durch meine relativ schnell absolvierte Ausbildungszeit hatte ich in Münster auch noch gute Kontakte zu noch studierenden früheren Studienfreunden, insbesondere zu meinem Freund Wieland Koenig, der Kunstgeschichte studierte und dessen Kommilitonen. Ich hätte fast noch mit ihm an einer großen archäologischen Griechenlandexkursion teilgenommen, habe es dann aber vorgezogen, den Abschluss meiner Dissertation den Vorrang einzuräumen, deren konzeptionelle Bewältigung mir plötzlich klar geworden war, so dass ich sie abschließen konnte. In der Tat war der Entwurf fertig, als die griechen-landbegeisterten Exkursionsteilnehmer zurückkamen.

Einige meiner Freunde und Bekannten studierten immer noch in Münster, so insbesondere mein Freund Wieland Koenig, dem so manches Mal finanziell unter die Arme gegriffen werden musste, er es aber nach einer aufgelösten Verlobung und einer gescheiterten Ehe, kurzer Substitutentätigkeit bei Eklöh dann doch noch geschafft hat, ein Kunstgeschichtsstudium mit Doktorat abzuschließen. Das Ergebnis seiner Doktorarbeit, dass der Liesborner Altar trotz seiner westfälischen Lokalität doch wohl eine Arbeit rheinischer Künstler gewesen sei, ließ den Westfälischen Landschaftsverband seine Stellenzusage ob dieses anti-westfälischen Affronts zurückziehen, er ging dann aber an das Düsseldorfer Stadtmuseum und brachte es dort binnen kurzem auch auf Grund günstiger politischer Konstellation zu dessen Direktor, als der er umfangreiche bauliche Erweiterungen des Museums umsetzte.

Seine Nachfolgerin im Amt hat allerdings sein inhaltliches Konzept für das Museum nach seinem Ausscheiden vollständig verlassen und, abgesehen von dem gern übernommenen Gebäudekomplex, alle seine Spuren auszulöschen versucht.

In diese Zeit fällt auch der Eintritt meines früheren Studienfreundes Günther Klein, der sich gern von seiner Verwaltungsrichtertätigkeit am VG Arnsberg in das ZfR abwerben ließ und dem ich viele freundschaftliche und kollegiale Jahre am ZfR und in späteren Jahre trotz unterschiedlicher Berufswege bis heute verbracht habe.

In diese Zeit fällt auch die studentische Revolution der 68er Jahre, die ich in vielen Teil etwas anders erlebt habe, als dies von Herrn Aust im Spiegel und in der allgemeinen Pressedarstellung dargestellt wird. Es gab jedenfalls endlose linke Diskussionen im H1, dem einzigen neugebauten großen innerstädtischen Hörsaal (H1) der Universität, der seine Existenz wohl nur dem Umstand verdankt, dass gleichzeitig mit seiner Erstellung ein Atombunker mit entsprechenden Erschließungsanlagen gebaut wurde. Übrigens ebenso, wie beim neuen PH-Bau in Scharnhorststraße, wo unter der Straße Atombunkeranlagen liegen, die von der PH Bibliothek und den gegenüberliegenden PH Hauptgebäude zugänglich sind. Auch das damals am Aasee gebaute Studentenheim hat baukonstruktiv den Charakter eine Hilfslazaretts (im Hinblick auf die Universitäts-Klinik-Nähe) für den (Atom-)Kriegsfall; inzwischen ist es abgerissen und neu gebaut, ob wieder mit Lazarett-Qualität weiß ich nicht.

In dieser Zeit habe ich auch meinen langjährigen Freund Rudolf Böttcher kennengelernt, seines Zeichens Architekt mit einem damals neu eröffneten Architekturbüro in Münster, später in Berlin, wo ich ihn oft besucht habe und dort über die Jahre meine Freundschaften aus der Eichkampzeit 1963 gepflegt habe, die bis heute fortbestehen, bis auf die, die inzwischen schon tot sind.

Wir hatten eine gemeinsame Freundin namens Christine mit einem Basset Hund namens Harley. Rudolf Böttcher ist vor einigen Jahren nach schwerer Erkrankung gestorben und liegt hier in Münster mit seinen Eltern und seiner Schwester in Münster gemeinsam unter schweren schwarzen Marmorplatten auf Lauheide.

In die ZfR-Zeit fallen auch verschiedene Freundinnen mit wechselhaft glücklichen Beziehungen. 1970 habe ich dann mein himmelblaues VW Kabrio gekauft, das damals 6998,- DM kostete, dafür aber auch knapp 30 Jahre gehalten hat. Damit habe ich auch meine Frau ein Jahr später am Coburg-Bad vom Schwimmbadrand gelockt.

In diese Zeit fällt der Umzug von einem zwar zentral gelegenen, aber dunklen Apartment in der Winkelgasse in die Salzstrasse gegenüber der Lambertkirche im Haus „Stoff Wende“ und dann kurze Zeit später in unsere erste gemeinsame Wohnung in der Schlüterstrasse bei Frau Goosen.

Am 13.12.1974 haben Helga und ich geheiratet und am 16.6.1975 ist unser Sohn Hendrik geboren worden. Wenige Tage später erhielt ich die Urkunde zu meiner Ernennung zum Professor an der Universität Dortmund. Damit fand unsere postuniversitäre Junggesellenzeit ihren Abschluss, und neue familiäre und berufliche Horizonte eröffneten sich.

Epilog

Der Bericht endet zwar 1975, ist niedergeschrieben in den Jahren 2011, 2016 und in den Corona-Tagen 2020, als die erste Welle der Todesfälle der CoronaPandemie abzuebben beginnt, aber die Perspektive eines Endes der Endemie völlig unabsehbar sind.

Insofern ist er vor dem Hintergrund der dazwischen liegender Jahre gemeinsamen Familienlebens und unserer beider Berufs- und Nachberufszeit verfasst und reflektiert diese. Während die hier nachgezeichneten Kriegs- und Nachkriegszeiten doch eine eher positive Restaurations-Perspektive aufgewiesen haben, stimmen die heutigen Zeiten des Klimawandels, des Artensterbens, einer unabsehbaren Corona-Kreise... eher skeptisch,

jedenfalls für die Nach–Uns-Kommenden, nachdem wir selbst bald corona- oder altersbedingt zu den „ante nos“ gehören werden.

Die zweite Hälfte der Familiengeschichte im Kurzdurchlauf (von den 1970ern bis heute – 08/2022/ Post Corona?) „sub specie aeternitatis“ ?

Die Darstellung meiner Familiengeschichte endet mehr oder weniger mit der Zeit um das Jahr 1975, die, wie erwähnt, durch drei wesentliche Familienereignisse gekennzeichnet ist: unseren Eheschluss, die Geburt unseres Sohnes Hendrik und meine berufliche Konsolidierung durch Berufung an die Uni Dortmund.

Was seitdem familiär, beruflich und in der Welt passiert ist, wurde nicht näher dargelegt. Ich war immer der Auffassung, daß es dazu auch nicht bedürfe, weil es innerfamiliär bekannt und im Übrigen aus unseren vielen Fotoalben gut ersichtlich sei. Mit zunehmendem Alter greifen wir immer wieder zu den Foto-Alben und erinnern uns an unsere vielen Reisen, an Ereignisse, an Personen and Freunde, von denen zunehmend freilich einige schon nicht mehr leben.

Bei genauerer Befassung mit den vergangenen knapp 50 Jahren taugen Fotos freilich nur bedingt, das Vergangene zu reflektieren und in die Erinnerung zurückzurufen. Viele der Fotos sind auch inhaltlich gar nicht mehr zuordbar und zu lokalisieren. Das Gedächtnis verblasst zunehmend.

Der Zeitraum von den 70er Jahren bis heute umfasst rund 50 Jahre, die im Rückblick in den Details zunehmend verschwimmen und auch die Fotoalben bieten ohne entsprechende Datierung und Beschriftung keine sonderlich gute Orientierung. Da hilft vielleicht eine gewisse zeitliche Strukturierung an Hand von Lebensaltersabschnitten, bedeutsamen familiären oder politischen Ereignissen.

In den 1970er Jahren waren wir grob in unseren Mit-30er Jahren, in unseren „Thirties“, und es gab noch die Bonner Republik mit Eisernem Vorhang mit kleinem Guckloch in Berlin. Bestimmende Aufgabenstellungen waren damals für uns, die berufliche Konsolidierung verbunden mit der Erfüllung der neuen familiären Anforderung durch die Geburt unseres Sohnes. Entsprechend war das Interessenspektrum unserer Freunde.

In den nachfolgenden 80er Jahren waren wir dann in unseren Vierzigern. Damals sind wir in unser frisch erworbenes Haus Auf den Draun 19 gezogen, in ein ziemlich unansehnliches Siedlungs-Nachkriegshäuschen, das wir mit seinem schönen Garten zunehmend durch persönliche Ausstattung für uns bewohnbar gemacht haben. Hendrik war inzwischen Schulkind, später am Paulinum und nach einem Englandaufenthalt zum Abitur dann abschließend am Schiller Gymnasium. Über die Jahre hat er mit uns viele Reisen unternommen zu in- und ausländischen Zielen, wie die Fotoalben eingehend belegen

Mit meiner Teilnahme an Salzburg Seminar Mitte der 80er Jahre eröffneten sich für mich als berufliche Perspektive mannigfache Auslandkontakte- und Reisen, die ein gewisses Gegengewicht zur Dortmunder Ruhrgebiets-Uni-Atmosphäre und unserer Münsteraner Provinzialität boten.

Unsere Eltern, natürlich mit Ausnahme meines im Krieg gebliebenen Vaters, lebten jedenfalls anfangs der 80er Jahre noch, und waren gewissermaßen in unser Münsteraner Leben eingebunden.

Reisen und Kontakte, die zT noch aus meiner Eichkamp Zeit 1963 resultierten, waren ein wichtiger Teil unserer Außenorientierung, erst recht nachdem 1989 die Mauer gefallen war und damit das ganze Deutschland zu unserem Reisefeld wurde, nachdem der Osten für Helga mit ihrer Flucht 1953 aus Rostock nach Bremen jahrzehntelang verschlossen gewesen und auch mir nicht zugänglich gewesen war.

Die 1990er Jahren wandelte sich das Familienleben grundlegend. Nach dem Abitur ging Hendrik schrittweise aus dem Haus, schon mit Beginn seiner Scheinerlehre. Nach deren Abschluss und seiner Zivi-Zeit nahm er dann ein Architekturstudium an der ETH Zürich auf, und wir sahen ihn zunehmen seltener, eigentlich nur noch zu den großen Festen oder bei Besuchen in Zürich.

Das ETH Studium war außerordentlich kurz, nur 6 Semester, und die erworbene Berufsperspektive als Architekt erschien dann doch dso wenig vielversprechend, so dass noch ein Masterstudium in Finance and Accounting an der St.Galler Hochschule erfolgreich angehängt wurde, das dann auch letztlich Hendrik, zwischenzeitlich zum Schweizer Staatsbürger geworden, in seinen heute in der Schweiz ausgeübten Beruf geführt hat.

Wir Eheleute waren inzwischen in unseren 50ern, beide beruflich konsolidiert, Helga an der Betriebsärztlichen Abteilung an der Universitätsklinik Münster, ich an der Universität (heute:TH) Dortmund.

Freilich hat die Familie eine Reihe einschneidenden Ereignisse verkraften müssen, insbesondere eine gravierende Krebserkrankung und schließlich der zunehmende altersmäßige Verfall und dann Tod unserer Eltern. Heute befinden wir uns selbst in einer sehr ähnlichen Situation, „sub specie aeternitatis“..

Das hat uns aber nicht gehindert, eine Reihe schöner Reise, meist ohne Hendrik, manchmal mit ihm, zu machen, von denen wir heute in der Erinnerung zehren könne.

Die 2000er Milleniumsahre brachten uns dann in unsere "Sixties" und damit in die Zeit des Ruhestandes, den ich noch 2 Jahre hinausschieben konnte.

Jedenfalls haben wir meinen 70ten Geburtstag mit einer gemeinsamen legendären Familien-Rund- Reise nach Kuba in Havanna begangen.

Der Abschied vom Berufsleben in der Mitte der 2000er Jahre ist uns beiden eher leicht gefallen, nachdem wir ein ganzes Leben kontinuierlich in Arbeitsprozess gestanden hatten, wobei Helga darüber die überwiegende Last der Sorge für Hendrik, vor allem

auch in den ersten Lebensjahren getragen hatte. So hofften wir den Ruhestand mit schönen Reisen zu versüßen, was uns auch lange Zeit weithin gelungen ist.

Die 2010er Jahren sind eigentlich eher belebt durch die berufliche Karriere unseres Sohnes mit verschiedenen beruflichen Stagen in Zürich, an deren Anfang der glückliche Bezug einer schönen Wohnung an der Limmatstraße stand, später einer etwas größeren Wohnung in der Kindlerstraße, beide in der unmittelbaren Nähe der Limmat und der schönen Strandbäder "Am Letten" gelegen, wo wir manch schönen Aufenthalt mit Baden in der Limmat und im Züri-See, und überhaupt in der Zürcher Umgebung in Erinnerung haben. Davon zeugen viele Fotos.

Ansonsten dürfte dieses Millenniums-Jahrzehnt wohl der beste uns vergönnte Teil unserer Nach-Berufszeit sein. In bleibender Erinnerung ist unsere gemeinsame Fahrt aus Anlass meines 80. Geburtstag nach Rom.

In die 2020er Jahre, in den wir jetzt in unseren 80ern sind, fällt die Geburt unseres Enkelkinds Nicolas, fallen aber auch mancherlei Beschwerden und Krankheitserscheinungen, die uns an das Endliche gemahnen. Die Fotos weisen aus, dass Auslandszielen im seltener angesteuert werden könne und im Sommer 2022 scheint nur noch ein zunehmend enger werdender Lebens- und Reisekreis um Haus und Garten „Auf dem Draun19“ herum zu verbleiben, es denn, es gelingt uns, mehr aus der Zukunft zu machen. Versuchen wir es!